

# Breslauer Sonntagsblatt

Illustrirte Zeitschrift

Wochenschrift.

Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postämtern des Deutschen Reichs entgegen.

Ausgegeben am 29. August.  
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen M 1.— pro Quartal bei sämtlichen Postämtern M 1.20 pro Quartal Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

## Die Hexe von Weimar.

Historischer Roman von Julius Groffe.

(Fortsetzung.)



„a sieht man es,“ hieß es in der Nachbarschaft, „wo die Hexenbrut sich einschleicht, kommt Tod und Verderben und Fluch allerwegen!“ Noch neulich hatte die Arglose ein Steinwurf von unbekannter Hand getroffen, und heut Morgen waren zum zweiten Mal die Fenster ihres Stübchens zertrümmert. Da in heller Verzweiflung hatte sie ihr Bündel geschnürt und war hinaus über die Brücke in den Wald hinein, am liebsten in die weite, weite Welt, wo sie Niemand mehr kannte. Aber scheiden von der lieben Heimat, scheiden auf immer, wie leicht hatte sie sich es gedacht, und wie schwer und unmöglich wurde es der Aermsten, als ihr keine Zuflucht mehr geblieben. Ja, sie war zum Sterben traurig, da wollte es ein gütiges Geschick, daß sie im letzten Augenblick mit dem gütigen Fürsten zusammentraf, dessen leutselige Worte ihren gesunkenen Lebensmuth wieder aufrichteten. Gedankenvoll und wie vom Traum befangen, war sie in das erteliche Haus am Markt zurückgekehrt, wo ihre märchenhaften Mittheilungen die erloschene Hoffnung der Schwestern wieder neu ansachten und die Letzteren ihr völlig verschönt.

Ueber die Persönlichkeit des milden edlen Fürsten sei hier im Anschluß an Früheres nur noch Weniges beigelegt.

In jungen Jahren hatte Johann Ernst während mehrerer Jahre weite Reisen durch Welschland und Frankreich gemacht und einen reichen Schatz an Welt- und Menschenkenntniß erworben. Aus seiner verhältnißmäßig kurzen Regierungszeit, die kaum einundzwanzig Jahre umfaßte, weiß die Geschichte nur Gutes zu berichten. Er war ein strenggläubiger Herr, der sein höchstes Glück im Wohlergehen seiner „Untertanen“ fand, zu diesem Zweck unermüdet Alles fördernd, was den Wohlstand der Bürger heben konnte, dabei allerdings das beste Heil von der Macht der Kirche erwartend. In dieser Beziehung beherrschte ihn der Besinnung und die Gefühlsweise seiner Zeit, die nach den juchhabenden Ereignissen eines münnermordenden markzerstörenden Kriegs ihr gläubiges Gemüth wieder inniger als je zuvor den jenseitigen Dingen zugewendet hatte. Dieser Einfluß der Kirche und ihrer Diener behauptete sich nicht nur unter Johann Ernst, sondern auch unter seinen Nachfolgern bis spät in das folgende

Jahrhundert hinein. Von der merkwürdigen Disposition des Fürsten für räthselhafte Visionen schon in jungen Jahren ist schon früher berichtet. Damit im Einklang stand seine Menschenscheu und Neigung zum Mysticismus. Selten mischte er sich unter die Menge des Volks und ebenso trugen wiederholte Anfälle wie die fortbauende Unsicherheit seines körperlichen Befindens dazu bei, ihn schon seit längerem Jahren zum Eremiten zu machen, der die Einsamkeit liebte und, „abhold der Welt Scheinhal“, der Wirklichkeit gegenüber lebenslang ein Fremdling blieb.

Um so wunderbarer berührte ihn die heutige Begegnung, deren Nachwirkung sich noch lange Stunden bis in die späte Nacht hinein bemerklich machte. Den ganzen Tag über hatte er und zwar anmerklich in den Protokollen studiert in Gegenwart des Vicekanzlers Happe, den er mit Fragen überhäufte, denn der Haupttheil der Acten war ja abermals verendet worden. Dann ward der Stadtrichter Lederer zur Audienz befohlen, ebenso die Diakonen Kellner und Nöbner.

Was dort verhandelt worden, ist für alle Zeit ein Geheimniß geblieben. Nur so viel sei hier verrathen, daß Stadtrichter Lederer erst in später Stunde mit verdüstertem Gesicht und in höchst reizbarer galliger Laune in sein Logement zurückkehrte, zu nicht geringer Verstärkung seiner betagten Schwester Aloysia, verwitwete Langemantel, für welche das brütende Vorschicksal und zeitweise heftige Gefahren des hochgelahrten Bruders ein unauf lösliches und bedrohliches Räthsel blieb. — Erst gegen Mitternacht, als Herr Lederer zu Bett ging und in seinem Schlafkammerlein die wollene Nachtmütze über die Ohren gezogen, auch bereits eines Stiefels sich entledigt hatte, vernahm Schwester Aloysia die halblauten Worte:

„Wir wollen doch sehen, wir wollen doch sehen; das Gutachten ist noch nicht zu End, und wir sind noch nicht am Ende. Bindet nur mit dem Landesherren an, bindet nur an, der ist festsesselt, läßt der Kirche nichts vergeben. Daran hält er noch, Gott sei Dank. Laßt nur Sturm, laßt nur Sturm, werdet Euch schon den Schädel einrennen.“

Auch im Schlafe während dieser Nacht sprach der Herr Stadtrichter wiederholt laute Worte, die viel Lateinisches enthielten

und Schwester Aloysia, die nebenan schlief, zog daraus den Schluß, daß er von schweren Träumen geplagt sein müsse.

Am andern Tage begab sich der Herr Stadtrichter schon sehr frühzeitig auf das Rathhaus, wo Alles seinen gewöhnlichen Gang ging, das heißt nur scheinbar — denn die Herren Beamten standen häufig in Gruppen beisammen und hatten Angelegentliches und Wichtiges zu klüftern. Hinsichtlich des Geschicks der Frau Marie Kämmerer schien auch heute nichts verändert; und doch war es gerade an diesem Tage, daß mehr als eine eilige Botchaft aus dem fürstlichen Schloß in das Rathhaus ging und umgekehrt.

Düster und finster ragte an der Rückseite des Rathhauses damals ein Hinterbau, der zur Frohnwelle diente. Kaum im Hochsommer leuchtete ein Sonnenstrahl in dies Gewinkel von Mauernwerk, Giebeln und Dächern, in die vergitterten kleinen Fenster des Gefängnisses herab, um den Wechsel der Jahreszeiten und Tageszeiten an einer verwitterten hohen Feuermauer zu verkünden, die an schönen Morgen und Abenden roth aufglühte.

Dort in einem düsteren Hinterbau war der Aufenthalt Frau Marias nun beinaß Jahr und Tag.

In den ersten Zeiten hatte sich die ungeduldige Frau nur schwer in ihr Geschick gefunden; sie war leidenschaftlich erregt, und in aufwallender Stimmung fehlte es nicht an herausfordernden Worten, die nur dann ein Ende fanden, wenn sie, leidend von Kälte und Ungemach, wie betäubt auf dem dürrigen Bett lag.

Seit dem Tage aber, wo sie, beinaß freigesprochen, dennoch freiwillig geblieben, um die völlige Wiederherstellung ihrer bürgerlichen Ehre zu erwarten, war sie völlig verändert, heiter, gefaßt, ruhig und mit philosophischem Gleichmuth in ihr Geschick ergeben.

Ihr Aufenthaltsort war in der ersten Zeit ein finstres Gewölbe gewesen mit einem kleinen, obenein geblendeten Fenster — dumpf, modrig und unwirthsam, doch blieb sie dort nicht lange Zeit. Sehr bald beherrschte die zungengewandte und imponirende Frau Meisterin ihre Wärter und durch ihn auch dessen Frau in unwiderstehlicher Weise. Ohne erst lange seine Obere zu fragen, räunte der eingeschüchterte Mann, der zusamment seinem Weibe wohl auch die geheimnißvolle Macht der Feze fürchten mochte, seiner Gefangenen ein sauberes freundliches Zimmerchen ein, dessen Fenster auf das Dach und den Hof ihres eigenen Hauses wie auf jene erwähnte riesige Feuermauer ging.

Auch für weitere Bequemlichkeit ward gesorgt. Die Frau des Wärters holte nach und nach aus Kämmerers Hause Bettstüde, Pfühle, Teppiche, Geschirr, Kleider und alles Sonstige herüber, was die Frau Meisterin beehrte. Durch dieselbe Vermittelung erfuhr Frau Maria von Zeit zu Zeit Manches, was in ihrem Hause wie in der Stadt vorging. Aber freilich dies „Manche“ war wenig genug, denn das Wichtigere verheimlichte man ihr aus Mitleid, so vor Allem die Gefangenschaft ihres Mannes wie ihrer Schwiegerstöhne. Von dem Lärm der Rebellion damals war sie nur wenig gewahr geworden, denn damals saß sie noch in dem düsteren abgelegenen Gewölbe, dessen dicke Mauern keinen Laut von draußen hereinließen.

In dem freundlichen Stübchen aber fand sich Frau Maria ganz behaglich. Dort saß sie den lieben langen Tag, strickte und nähte oder spann an einem Rade, nicht für sich allein, mehr noch für des Wärters Frau und deren Kinder, die sie wie eine gültige Wohlthäterin verehrten.

„So müßt Ihr es machen, Frau,“ sagte sie oft bei ihren Belehrungen. „Man muß alleweil sich rühren und thätig sein, wenn nicht für sich, dann für andere Menschenkinder. Das verjagt am ehesten alle bösen Gedanken wider Welt und Gott. Ich hab' wahrlich kein feines Loos dahier, aber Ihr habt schier noch ein viel traurigeres und elenderes, denn Ihr müßt

ja für immer hier bleiben und hangelt deshalb doch in Zucht und Ehren an Eurem Mann. So ist's recht und dann ist all Anderes einerlei. Seine Pflicht thun und seine Kinder aufziehen zu braven Menschen, mehr kann Niemand auf Erden.“

Mit solchen und ähnlichen Reden beherrschte sie die Wärterleute vollkommen, ja sie wirkte auch auf deren stumpfe und verhärmte Denkweise in ihrer Art verredend und begütigend ein. Ein andermal sagte sie:

„Warum schaut Ihr mich gar so traurig und barmherzig an? Wollet Ihr mir etwas verbergen, so redet lieber. Man macht seine Rechnung mit dem lieben Gott viel rascher, wenn man Alles weiß und wär's das Schlimmste.“

Und als die Frau doch nicht zu reden wagte, fuhr sie fort: „Ist etwa meinen Kindern etwas geschehen, oder meinem Abraham, so sprecht um des Himmelswillen. Die armen Dinger gehen mir Tag und Nacht nicht aus dem Kopf und zumal die liebe Dörthe, die wilde Hummel. Also sprechet und martert mich nicht.“

Als dann die Frau wie tröstend den Kopf schüttelte und meinte, sie möge sich deshalb keine Gedanken machen, sagte sie: „Nun, wenn's das ist, so laßt es sein was da wolle. Das wäre das Einzige, was mich kümmern könnte. Meinet wohl gar, daß ich doch noch brennen müßte auf dem Scheiterhaufen — oho liebe Frau, wenn sie's könnten hätten sie's längst gethan; ich rechne auf keinen Plazregen, noch sonst ein Wunder, aber so böse sie sind — der Herr Stadtrichter voran — das werden sie doch nicht wagen!“

Später, als dann der Wochen und Monate immer mehr wurden, glaubte Frau Maria bald, daß sie völlig vergessen worden sei — und das waren ihre schwachen Stunden voll Bangen, Kleinmuth und Verzweiflung. — bald aber auch, daß Herr Lederer und seine werthen Genossen sich wohl gar schämten, sie wieder freizugeben und den Tag der Erlösung deshalb immer noch hinaus schoben, weil sie nachher reden würde. Das waren dann die Stunden ihres Triumphes, ihrer Zuversicht, ihres ungebeugten Stolzes.

„Meinetwegen,“ sagte sie dann. „Seget nur Euren Eisenkäbel auf, hochweise Herren; wollen doch sehen, wer länger aushalten wird, ich oder Euer böses Gewissen. Wir können es schon erwarten und wie es der liebe Gott machen will, so wird's recht sein.“

So ging die Zeit herum und nur daran, daß der rolhe Streifer Morgensonne auf jener Feuermauer immer kürzer wurde und mehr und mehr verschwand, konnte Frau Maria merken, daß es allmählig Herbst wurde, aber den langen Abenden des Winters sah sie diesmal ohne Bangen entgegen, denn sie beschäftigte sich damit, die Kinder des Wärters lesen und schreiben zu lehren.

Da war es eines Nachmittags im Spätherbst; es begann schon zu dunkeln und der Ostwind trug ihr deutlich den Schall der Stadthausuhr zu, welche sechsen fünf schlug, als der Wärter wie verstört in das Zimmer trat und Frau Kämmerer bedeutete, sie möge sich anziehen, um ihm zu folgen.

Frau Maria glaubte zuerst, den alten Mann, der ohnehin wortfarg und, wenn er einmal sprach, zu stottern pflegte, nicht recht verstanden zu haben. Seit undenklicher Zeit hatte sie ihr Gemach nicht mehr verlassen und jetzt plötzlich zu so ungewöhnlicher Stunde. Was hatte das zu bedeuten? Aber Unthun schien es nicht zu sein, denn der Wärter bot einen Anblick des Zammers.

Rasch entschlossen vollendete Frau Maria ihren Anzug, indem sie ihren dunkelblauen Mantel umwarf und ihre Schaub auf dem Kopfe befestigte. Dann folgte sie mutbig dem Voranschreitenden eine Treppe hinab, bis sie in einen weiten Raum kamen, der allerlei Tischwerk, Thüren und Fensterchen hatte, von denen einige offen standen. Ringsherum waren die Wände

von lederbezogenen Bänken besetzt — offenbar diente der Raum zum Wartezimmer für Zeugen oder dergleichen.

„Wollet Euch einen Augenblick gedulden, Frau Meisterin,“ sagte der Wärter und verschwand.

Im nächsten Moment aber öffnete sich eine Seitenthür und Abraham Kämmerer stürzte herein, fuhr aber mit jähem Erschrecken vor seiner Frau zurück, als er sie erkannte.

Der harte wettersteife Bürger bot heute nur noch das Bild eines völlig herabgekommenen und geknickten Mannes. Sein Haar war grau geworden, seine stattliche Gestalt gebeugt, die festen Züge seines wohlgenährten Gesichts wie zerfloßen und verkrüppelt.

„Abraham, bist Du es?“ rief Frau Maria freudig überrascht. „Gott sei gelobt, Mann, daß die Plage ein Ende hat. Du kommst doch, um mich zu holen?“

Aber dem Mann versagte die Sprache; ichu und höstig blickte er um sich, ob noch Jemand anwesend sei, dann umarmte er schweigend sein Weib und brach in einen heftigen Weintampf aus.

„Ja was giebt's denn, Abraham?“ rief seine Gattin mit jähem Erschrecken, denn eine so starke Gemüthsbewegung hatte sie an dem sonst so lustigen Weltmann noch niemals erlebt, seit sie ihn kannte. „Sind unsere Kinder gestorben? oder was sonst? — Sag nur Alles auf einmal, ich bin auf das Schrecklichste gefaßt.“

Er aber schüttelte heftig den Kopf, ohne einer Bewegung Herr zu werden.

„So rede doch, um des Himmels willen, Du kommst doch gewiß vom Hause?“

Wieder schüttelte er das Haupt, dann flüsterte er ichu und heimlich: „Sprich nicht so laut; weißt Du denn nicht, daß ich auch gefangen bin schon sieben lange Wochen, beinahe zwei Monat?“

„Du auch, Abraham? Ja wie ist das möglich!“

„Weil sie Dich am Schuppenstuhl von Halle freigeprochen haben und weil ich früher darum wußte als unsere hochmüthigen Herrn; das haben sie mir als ein Verbrechen angerechnet.“

„Na also“ — und Frau Maria Kämmerer athmete tief auf, wie von einer Centnerlast befreit. „Was ist dann weiter also? Das ist doch beileibe kein Grund, so gottesjämmerlich zu thun. Also werd ich doch frei endlich und Du auch; ist's doch schon eine große Gnade, daß sie Dich zu mir lassen; gieb Acht, wir gehen zusammen.“

„Wer's erlebt, Frau, wer's erlebt; aber wirst sehen, sie haben ganz Anderes vor mit uns beiden. Mir läuft's noch über den Rücken, dent ich daran. Was meinst Du, wo sie mich hingeführt — durch einen Keller, da standen Blöcke und Rollen, Schrauben, Stricke und Halseisen — das sollt ich mir Alles genau ansehen —“

„Du? und wozu denn in aller Welt?“

„Holtern wollen sie Dich, gieb Acht — o Du grundgütiger Himmel, daß es dahin kommen muß!“ Und er brach von Neuem in Schluchzen aus.

Das starke mutthige Weib sah ihren Mann von Kopf zu Füßen an.

„Abraham, ich kenne Dich schier gar nicht mehr. Ich meine Du bist lammsfromm geworden im Unglück. Nun schau, das wäre immer schon ein Segen vom Himmel, aber dazu werden sie Dich doch nicht hierberschicken, um mir das zu sagen. Also warum kommst Du?“

„Und das fragst Du noch?“ schrie der Mann auf. „Weil ich Abschied von Dir nehmen soll, Du unglücklich Weib, Abschied auf immer, denn wer weiß, ob Du es überlebst, und wenn auch, wohin es nachher mit Dir geht. Herr Gott im Himmel, wenn Du lebst, so erhöre uns!“

„Abschied? Nein, Abraham,“ sagte Frau Maria. „Bevor sie mir nicht Einen schiden von der Kirche, glaub ich nicht daran; drum laß jetzt Dein Jammer, ich kann es nicht anhören.“

„Mit dem Pfarrer — Frau, das machst Du Dir selbst nicht weiß, und mir noch weniger. Für Deine letzte Weicht wär

ich doch auch gut genug. Und wenn Du wirklich etwas auf der Seele hättest, Weib — wenn Du etwas doch Illethliches gethan, wovon ich nichts weiß — sag's mir wenigstens und erleichtere Dich!“

„Abraham!“ Die Frau lachte fast laut auf. „Wie konnte Du mir denn vor! Bist wohl ganz und gar ein Casuarier geworden; oder haben sie Dir Auftrag gegeben, mich auszufragen? Wort einmal ein wenig“ — und sie unterluchte die Fenster und Thüren, dann ging sie auch an die Wände herum.

„Es ist schon so,“ sagte sie; „schon vorher wundere ich mich, daß sie mich grad hierher führten und weithin da außerhalb Fenster offen sehen.“

Und mit starker Stimme fuhr sie fort:

„Ja wohl, außerhalb wollen sie uns und Du sollst etwas aus mir herauslocken und wirst auch nur eine Beleidigung des Gerichts oder gar des Landesherren.“

„Frau, Du wirst doch nicht denken . . .“

„Ja wohl denk ich so und hören sollen sie's auch, wenn sie Ohren haben, die Horcher,“ fuhr sie immer lauter fort. „Es ist nur ein letzter jämmerlicher Versuch, eine Schuld zu finden, weil sie keine in Händen haben — ein letzter Versuch, den wir beide auslachen können; mögen sie's hören, und wenn sie mich foltern wollen, mögen sie's doch hören zuvor, wofür ich sie ästimire, die hochweisen Herren. So, und jetzt ist es genug!“ Mit diesen Worten schlug sie ein Fenster nach dem anderen zu, so weit sie es erreichen konnte.

Mit ahnungsvollem Schorfien hatte die kluge Frau das Richtige getroffen, denn wirklich war es keine bloße Gnade des schlauen Stadtrichters, die Gatten zu einander zu lassen, es war die Absicht, noch im letzten Moment etwas zu hören, bevor er weiteren höheren Befehlen gehorchte — ein Kunstgriff, übrigens wohlbelannt in der Criminaljustiz aller Zeiten und aller Nationen und mit Erfolg angewendet in zahllosen Fällen.

Aber so fruchtlos jenes letzte Auskunftsmittel für den lauschenden Oberrichter, so eindrucksvoll war das mannhafte Auftreten der tüchtigen Frau auf ihren Gatten.

Wortlos mit gefalteten Händen sah der erst so übermüthige und hochmüthige Bürger auf der Bank, seine brennenden herberquellenden Augen ruhten auf seiner Frau, als wenn er sich ihr Bild für immer in's Gedächtniß prägen wollte.

Und er mußte wohl sich anstrengen, die Gestalt der geschäftigen Frau und jede ihrer Bewegungen zu sehen. Es war immer dunkler geworden und kein Strahl, als das Licht einer Laterne, die draußen in irgend einem Corridor oder Zimmer brannte, erhellte durch jene Fenster den düsternen weiten Raum.

Eine lange Pause war eingetreten.

Abraham Kämmerer hobste nach der Hand seiner Frau, die wieder vor ihm stand.

„Maria,“ sagte er, „wenn ich Dich heute zum letzten male sehe — wer weiß ob sie Dich nicht für immer wegholen — aber glaub mir, es wird auch mein Ende. Ich folge Dir bald.“

„Das weiß ich, Abraham,“ erwiderte die Frau, indem sie neben ihm Platz nahm. „Aber ich denk und hoffe, wir werden noch manch Jährlein mit einander hausen. Was sollt denn aus den armen Kindern werden. Und wie mir das auf dem Herzen drückt, kann ich gar nicht sagen. Hast Du denn gar nichts von ihnen erfahren?“

„Wird schon Alles recht sein,“ sagte der Meister. „Es sind alle in guten Händen — aber das ist ja nicht das Schwerste. Schau, Maria,“ fuhr er stehend fort, „und wenn es nun doch das letzte Mal wäre, daß wir uns sehen, so will ich heut wenigstens frei von der Leber herunterreden.“

„Na was ist's denn, Du alter Bär.“

„Schau, Maria, ich hab' gedacht, Dein Leben zu einem besseren zu machen auf unsere alten Tage. Nun hat es nicht sein sollen. Mein verdammter Hochmüthstempel, Hoffort und Zorn und Rartheit haben vertriebt. Du bist immer gut gewesen, eine kreuzbrave Seele, bist viel zu gut gewesen für mich, das weiß die ganze Stadt.“

„Na mach Dich nur nicht schlimmer, Alter, als Du bist.“  
 „Willst mir vergeben alle bösen Stunden und alle bösen Tage, die ich Dir gemacht habe, Maria?“

„Laß mir, Alter; wenn wir uns gegenseitig Rechnung auf-sagen wollten, wird die eine so lang sein wie die andere, drum frag lieber gar nicht an. Wir haben nun unsere fünfunds-zwanzig Jahre gehaut, ich mein gar, just heut ist unser Hochzeits-tag, Abraham! Lieber Gott, wie anders hab' ich mir gedacht, den Tag einmal zu feiern, wenn er herangekommen, und nun müssen wir unser schönes Heim mit dem Rücken ansehen und sind geson-gene Leut. — Aber so ist's ja auch ganz schön, da wir doch beisammen sind. Was ist's denn auch weiter. — Jetzt vielleicht ständen wir draußen vor dem Altar in der Stadtkirch. Nun denken wir uns, es wär so. Die Welt ist überall eine Kirche Gottes, wenn man's nur recht ansieht — warum soll nicht auch das Kellerloch eine gute Stätte sein. Also mein ich, wir ständen hier vor dem Altar und eine schöne Predigt von fremdem Mund brauch't's ja auch nicht, die beste ist, die uns ein gutes Gewissen küßt. So, und nun gib mir Deine Hand, Abraham, und einen Kuß und dann so weiter noch fünfunds-zwanzig Jahre, bis wir die goldene feiern können, so es Gottes Wille ist.“

„Dabs immer gesagt,“ rief der Meister, „meine Alte ist die beste Frau auf Gottes Erdboden. Nun sollen sie nur kommen, ich bleib bei Dir, und wenn sie Dich foltern wollen, sollen sie es mich zuerst!“

Die Gatten hielten sich umschlungen, beide tief innerlich geläutert durch das Leid und gleichsam einander neu geschenkt. Und es war, als wenn die Herausforderung des Geschicks seine sofortige Verwirklichung fände. Die schwere Thür des Gemachs öffnete sich mit Geräusch. Der grelle Schein einer Laterne fiel herein. Dann erschien der Wärter auf der Schwelle nebst einem Knechte des Hauses.

„Macht Euch fertig, Frau Kammerer,“ sagte er mürrisch, „Ihr müßt fort.“

„Fertig, wozu denn,“ rief Meister Abraham voll Entsetzen. „Aber ich bin auch noch hier. Reist sie mir erst aus den Armen.“

„Ihr seid nicht befohlen, Herr Kammerer,“ sagte der Wärter, „wenigstens noch nicht zur Stund. Vorwärts, Frau Meisterin.“

Die müthige felsenharte Frau erbebt nun doch, als wenn es zum letzten Abschied ginge, aber nach einem forschenden Blick in des Wärters Gesicht faßt sie sich rasch und reichte ihrem Gatten die Hand.

„Mach's gut unterdessen, Abraham.“

„Maria, ich lasse Dich nicht,“ rief der Verzweifelte, „ich gehe mit Dir!“

„Sei vernünftig, Alter — Du hörst es ja, daß sie Dich nicht haben wollen, und so sehen auch keine Folterknechte aus, wie die beiden armen Peter da.“

Sie war schon zur Thür hinzugezogen, da wandte sie sich noch einmal um ihre Stimme zitterte unmerklich.

„Noch eines, Abraham. Wenn mir wider Erwarten doch nichts Gutes passieren sollte — man weiß ja doch nicht, wie lang ich ausbleib, zumal wenn sie mich gar an einen anderen Ort bringen sollten, und die Zeit ist gar zu kurz gewesen, das Haus zu bestellen — nimm Dich der Kinder an, sonders der Dörthe, ich bin wohl zu streng mit ihr gewesen und das Kind ist doch sonst auf und ab, wie ich selber. Hätt sie lieber ganz unter meinen Augen behalten sollen, statt sie fortzugeben, aber ich weiß doch, es wird ihr noch gut ergehen auf der Welt. Laß die anderen beiden ihre Hochzeiter heirathen und lieber heut als morgen, und dann ziehet fort von hier — weit fort auf den Wald, in's Sächsische bei Leipzig oder in's Böhmische, die Menschen sind dort auch nicht klüger und nicht besser als hier, sind überall dieselben, aber sie wissen doch nichts von uns, haben euch nichts nachzutragen.“

„Und ehevor Du gehst, sorg' auch für den Wärter hier und für sein Weib und Kinderchen, sind brave Leut und allzeit gut mit mir gewesen — und sonst — na, denn auf Wieder-

sehen, Abraham. Mag's kommen wie's mag, ein gut Gewissen fürchtet keinen Teufel und wenn's dugendweis anrufteten. Sollen nur kommen!“

Dann noch ein letzter Kuß und rasch entschlossen schritt sie durch die Thür und drückte den Nachstrebenden sanft von sich.

### Drittes Capitel.

Wider Erwarten der Frau Kammerer schritt jetzt der Wärter mit den Anderen nicht wie früher rechts hinüber in die Räume des Rathhauses, auch nicht hinunter in den Keller, sondern gradaus eine kleine Treppe hinab zum Ausgang.

Als bald umwehte sie kühle Luft, man trat in einen finstern kleinen Hof.

Dennoch erschrak Frau Maria, als sie dort ein dunkles Etwas von Manneshöhe in der Mitte des Hofes bemerkte.

Es war eine Portehaise, deren Thür geöffnet war.

Jetzt traten vom Eingang her zwei Fackelträger näher in bunter Livree und pflanzten sich zu beiden Seiten der Portehaise auf.

„Steiget ein,“ lautete die Befehung.

Mit wachsendem Muth nahm Frau Maria auf dem weichen Polster sich Platz. So vornehme Sitte und zuvorkommende Behandlung war ihr noch nie widerfahren.

Als bald wurde die Sänfte erhoben und fortgetragen. Jetzt trat man durch das hallende Einfahrtsthor des Hofes, dann auf das Steinpflaster des Marktes hinaus. Klüchtig und blendend flogen hie und da die Lichter des Fackelscheins um sie herum, wie jubende Mähe; doch meinte sie bei ihrem Lichtschein die Wuben des Marktplazes, jetzt links den Eck der Hofapotheke mit seinen sinnreichen Steinfiguren und gegenüber rechts die phantastische Gestalt des Neptuns mit dem Dreisack auf dem Marktkarren, endlich auch die Ecke des hochgiebeligen Stadthauses zu erkennen.

Dann wurde Alles wieder dunkel. Eine scheinbar endlose Zeit verfloß. Jetzt aber klang es höhl und dumpf unter den Schritten der Träger, als ging es über eine Brücke, dann wieder tönte ihr Schritt wie auf Steinplatten und hallender als vorher. Man mußte in einem geschlossenen Raum sein.

Jetzt auf einmal schwankte die Sänfte rückwärts und der vordere Träger schritt höher als der nachfolgende, richtig, es waren regelmäßige Treppensufen, auch wandte sich die Richtung zu wiederholten Malen, endlich ging es wieder gerade aus. Durch lange, bald finstere, bald schwach erleuchtete Gänge und jetzt über eine Schwelle. Plötzlich hielt die Portehaise, die Thür wurde geöffnet und „Aussteigen!“ sagte eine befehlende Stimme, der Frau Maria alsbald Folge leistete.

Sie befand sich jetzt in einem hohen, prächtig geschmückten, mäßig erleuchteten Raume, der ihr völlig unbekannt war. Als sie sich umwandte, waren die Träger mit sammt der Portehaise verschwunden.

Frau Maria sah sich nunmehr aufmerksam nach allen Seiten um.

Von der Decke herab hing ein riesiger uralter Kronleuchter von getriebenem Metall. Von den Wänden blickten aus breiten Rahmen ernste lebensgroße Gestalten in der Tracht vergangener Zeiten, Herren und Ritter in funkelnder Rüstung, oft mit einem Roß, oft auch mit riesigen Hund, dann Damen in Seide, Purpur und Brokat, zuweilen mit einer Blume in der Hand oder mit einem Schoßhündchen zur Seite.

Den steinernen Fußboden deckten theils Teppiche, theils Wolfs- und Bärenfelle. Ueber Allem schwebte ein unsagbar feiner aromatischer Duft. Was aber die Aufmerksamkeit der Bürgersfrau am meisten anzog, war eine wunderbare, drei bis vier Ellen hohe Uhr, getränkt mit geflügelten Engeln, die Possaunen in den Händen trugen. Außerdem waren daran zu sehen ein Gemälde von Zahlen, Gestalten und Gestirnen und Monden und Alles schien in geheimnißvoller Bewegung zu sein.

(Fortsetzung folgt.)



Weinende Kinder. Nach Photographien gezeichnet.  
(Pendant zu „Lachende Kinder“ in voriger Nummer)

## Meines Lebens Roman.

Von M. von Eschen.

(Schluß.)



Ich eile zum Schluß.  
„Die Geschichte einer Frau ist die Geschichte ihrer Liebe.“ Damit müßte wohl eigentlich die meine beendet sein, aber die Geschichte der modernen Frau, die noch etwas Anderes kennt und kennen muß, als die eigene Liebe, ist auch eine andere noch.

Zwölf Jahre sind nach jener Zeit verstrichen. Nach meiner Tournee mit Impresario Digby fand ich ein Engagement an einer der ersten deutschen Bühnen. Die Zeit des Kampfes um das Dasein, die Zeit der Mühen ist vorüber; mein Ziel ist erreicht, so weit es meinen Beruf betrifft, so glänzend wie nur je ich's wünschen konnte! Mit der Direction, mit den Collegen, mit dem Publikum steh' ich auf dem besten Fuß. Die Primadonna kann die Rollen wählen, die ihr am besten gefallen, die sie verüben, die ihr unsympathisch sind, was heut zu Tag eine nicht zu verkennende Wohlthat ist. Einstweilen stehe ich noch im Zenith meines Wirkens, später — nun ich denke, einem Naturgesetz gehorcht man ohne Bitterkeit und ohne Groll!

Ich lebe mit meiner Mutter allein in der Villa, die ich am schönsten Theil der Promenade gekauft habe. Tanten ist gestorben, ihre lieben Augen haben treu über mir gewacht, bis ich sie ihr im Tod geschlossen.

Elfriede, jetzt auch meine Freundin, hat sich, trotz ihrer früheren stolzen Abneigung gegen die „Sängerin“, vielleicht durch diese, vermählt mit einem für Musik schwärmenden Regierungsrath. Er lernte sie in meinem Salon kennen: ihre Ruhe, ihre häusliche Umsicht und Erfahrung, ihr stolzes, reservirtes Wesen ließen sie ihm als Frau par excellence erscheinen, sein Haus zu repräsentiren nach außen, zu versorgen nach innen, wie seiner großen Passion für das Clavier keine Störung in den Weg zu legen.

Manche von meinen früheren Freunden habe ich wieder gesehen. Mein alter guter Herr Wichmann schwärmt immer noch mit Jugendfeuer für die Kunst; ich habe ihn einmal besucht, ihm all seine Lieblingsstücke gesungen, er legte mir segnend die Hand auf das Haupt. „Die alte echte Kunst lebt noch!“ sagte er feierlich. Das war ein Moment von denen, die den Künstler für die vielen belohnen, in denen er sein Bestes unverständlich, ungewürdigt giebt.

Seine brave Frau hat sich selig zur Ruhe gelegt, die

Töchter sind bei ihm, still, fröhlich, friedlich; nur Anna lebt in Berlin. Sie ist eine tüchtige Malerin geworden, die, wie leicht ihren Feierabend im Sinn, rüstig schafft und strebt.

Auch Bruder Fritz steht dort in Garnison, und er, der zuerst von den Meinen mein Handeln begriffen, schämte sich nicht, als die Schwester dort gastirte.

Lisa und Hilmar sind glücklich, sorglos wie die Kinder! Ich habe beide erst nach Jahren wieder gesehen, als mein Auge gelernt, klar zu blicken, meine Stimme ruhig klang, das rebellische Blut mein Herz nicht mehr wild klopfen machte. Wir sind gute Freunde; sie besuchen uns, wir besuchen sie — nicht allzuviel, denn zwei Tagereisen liegen zwischen uns. Ich blicke umher in meinem Zimmer — reich, bequem, elegant, da fällt mein Auge auf ein Bild, das erst seit Kurzem seinen Platz hier gefunden: Hilmar und Lisa mit ihren Kindern! Meine süße Lisa etwas voller, etwas reifer, aber eben so lieblich, so anmuthig noch, auf einem bequemen Sessel, einen strammen prächtigen Knaben im Schooß, bei dem man noch nicht bestimmen kann, wessen Jüge er trägt, so innig verschmolzen scheinen die der Eltern hier. Zwei reizende kleine Mädchen mit langem blonden, welligen Haar, die Mutter selbst noch einmal, spielen zu ihren Füßen; ein schlanker Knabe mit dunklen Locken und schönen braunen Augen lehnt neben ihr, und Hilmar hinter dem Sessel, auf dessen Kante gestützt, den stolzen Kopf ein wenig nach vorn geneigt, umfängt mit einem Blick Alles, was sein: ein strahlender Blick, welchem der von Lisa in gleichem Ausdruck begegnet.

Es ist ein Bild voll echt, harmonisch vollendetem Menschenglück! Ich sehe es durch den Schleier meiner Thränen. Dann aber gedente ich meines reichen Wirkens und mein Auge wird klar. Die Sonne leuchtet auf Hilmars Gesicht; mein Gesang hat ihn geläutert, geträstigt im Kampfe mit dem Schicksal, dem schwankenden Herzen, mein Gesang nur hat die Glücklichen zusammen geführt.

Mit klaren Augen schaute ich auf zu den Kränzen, die mir meine Kunst gebracht, den goldenen und den grünen, zu Hilmar und zu Lisa, und wieder zu jenen hin. „Du hast mich nicht belogen,“ sagte ich leise; ein wenig nur zitterten die Lippen. „Dein Wort ist wahr, wie Du selbst. Einmal kommt es, das Glück, für jedes Herz, wenn es auch, wechselnd und wandelnd in seiner Dauer, für jedes ein anderes ist.“

## Schottwien.

(Mit Illustration.)

Der Ort Schottwien bildet eine der reizendsten Sommerfrischen des allbekanntesten Semmeringgebirges. Selbst für diejenigen Nord- und Mitteldeutsch, welche den Namen dieses Ortes nie gehört haben, hat gewiß sogar die Abbildung auf Seite 761 ihren malerischen Reiz und sie können sich nach der Anschauung einen Begriff von der Annehmlichkeit der Gegend machen. Die Häuser liegen rechts und links an der alten Straße über den Semmering. Als Ort und „Markt“ hat Schottwien seit Erbauung der Semmeringbahn an Bedeutung und Wohlstand verloren. Früher hat Jeder, wer immer nur vom Süden gekommen oder nach demselben zog, ob arm, ob reich, ob niedrig, ob hochgeboren, über Schottwien seinen Weg nehmen müssen; die zahlreichen, rechts und links an der Straße sich erhebenden, jetzt zum großen Theile vernachlässigten und wenig besuchten Wirthshäuser

legen davon Zeugniß ab. Schottwien — ursprünglich Schaidwien oder Scheitwien, d. h. die Scheide des Wiener Gebietes gewesen — war in früheren Jahrhunderten als Thorpost gegen den Süden auch befestigt. Dafür zeugen die mit Schießscharten, den sogenannten Türkenlöchern versehenen Felsblöcke, da wo der Weg zum Adliggraben sich abzweigt. Zwischen hochragenden Felswänden und Wäldungen zieht der Marktfladen sich hin. In der Ferne sieht man die alte Wallfahrtskirche Maria Schuß, mit ihrem hinter dem Altare verborgenen Bamberquell, welcher Jedem, der dessen Wasser trinkt, als baldige Erfüllung seiner geheimsten Wünsche in sichere Aussicht stellt. Jetzt ist Schottwien nur mehr ein beliebter Aufenthaltsort der Sommerfrischer, die von dort aus nach allen Richtungen hin in Gebiete der Alpenwelt umherstreifen können.

## Entfaltung.

Da sähes Sind! Wie wirst Du einst Natur  
Anklagen, daß nur Schemen Ihrer Gaben  
Sie hingekent auf Deine Lebensflur!  
So dachten, die Dich einst gesehen haben.

Als Mädchen Knospe, die den Eisen glieh,  
Mit Augen, himmlisch blau, doch müde blühend,  
Aus denen sanfte Schwermuth selten wick,  
Und Lippen, stets wie zum Gebet sich schließend.

Die Kraft, nun herzhast von dem grünen Saum  
Der Augenbluß auch eine Frucht zu pflücken,  
Sahen Sie verfaßt. Du warst so kühl! Als Traum  
Nur wob um Dich die Trauer, das Entzücken.

So sah und überseh Dich bald die Welt.  
Ein Knospchen, vor der Blüthe zu vergehen  
Bestimmt, das Urtheil hatte sie gefällt  
Und dieses Urtheil blieb als Schranke stehen.

Und da der Blindheit Himmel aus dem Blick  
Noch lacht, verheßen Mund und Rosenwangen  
Dem stolzen Rüngling höchstes Erdenglück.  
Entpükt steht er vor sich die Langfrau prangen.

H. E. Petersmann.

Da naht ein schöner Augenblick heran,  
Die Fessel fällt, von Götterhand zertrümmert,  
Und inn'res Leben findet Irre Bahn  
Durch's Auge, das nun stolzer schimmert.

Nur bist Du wach, nun lebst Du erst, Dein Mund  
Erschließt, was Deine Psyche längst besüßigt.  
Der Welt, der stannenden, wird plötzlich kund,  
Daß auch in Deinem Kopf das All sich spiegelt.

Und wie es sich da spiegelt, holde See,  
Das wandelt in Entzücken, Dir zu lausigen.  
Uns ist, als thone winterlicher Säner,  
Um frühlingshaft in's Thalgetüß zu rauschen.

Doch nicht der schönen Seele Allgewalt  
Allein übt Zauber auf uns Erdensöhne —  
Die Schatten steh'n, der Eise Wohlgehalt  
Erblickt zu welchlich lebensvoller Schöne.

## Goethe-Stätten im Elfsaß.

Ein Erinnerungsblatt zu Goethes Geburtstog am 28. August.

(Mit Portrait.)



Am zwölften October des vorigen Jahres starb in Straßburg der Sessenheimer Pfarrrer Philipp Ferdinand Lucius. Ich weiß nicht, wie viele meiner Leser den Verfasser der „Friederike Brion von Sessenheim“ kennen. In mir liegen, als ich zufällig die Trauerkunde vernahm, mit dem Schmerz darüber zugleich die Erinnerungen an jene Stunden auf, die ich in Sessenheim an geweihter Stätte sein Wasi sein durfte.

In Sessenheim! „Der theure Name rühret jede Brust,“ darf man wohl sagen. Ist doch das liebe Dörflein im Elfsaß uns Allen schon ein vertrauter Begriff geworden, und Manchen schon hat bittere Wehmuth bei dem Gedanken an den stillen Schauplay der lieblichsten deutschen Idylle beschlichen. Oder sagen uns der Denkmahl auf dem Kirchhof zu Weisenheim und der Siegfriedsbrunnen im Odenwald dieselbe Kunde: „Ein Edles Herz, im Frühling des Lebens gebrochen“?

Als ich zu Ostern 1884 die Universität Tübingen bezog, war es auch mein fester Vorsatz, einmal über den Rhein zu gehen und da drüben die Goethestätten, Straßburg und Sessenheim, zu besuchen. Kann waren die Ferien gekommen, als ich ein leichtes Bündel schnürte und nun nach guter Art fahrender Schüler das Neckartal und die dunklen Gründe des Schwarzwaldes durchzog, bis an den deutschen Rhein. Dann ging's schneller nordwärts durch die schönen Wäuden der Neckalands.

Der Aufenthalt in Straßburg war eigentlich nur für die Goetheerinnerungen bestimmt, aber der Münster, der alte Zauberer, hatte mir's angethan, und wie mit magischer Gewalt zog's mich immer wieder vor das Portal zurück und ich mußte hinauffahren zu dem kleineren Kästfel. Erst am letzten Tage besuchte ich das Haus am Fischmarkt, Kästfel. Erst am letzten Tage besuchte ich das Haus am Fischmarkt, Kästfel. Erst am letzten Tage besuchte ich das Haus am Fischmarkt, Kästfel. Erst am letzten Tage besuchte ich das Haus am Fischmarkt, Kästfel. Erst am letzten Tage besuchte ich das Haus am Fischmarkt, Kästfel.

Doch schon in Drusenheim entstieg ich demselben. Spielt doch hier ein Theil jener Bekleidungsgegeschichte, die Goethe in Dichtung und Wahrheit uns so glaublich erzählt, die freilich, wenigstens so und in dem Zusammenhang aus dem Reich der Wahrheit von der Forschung bewiesen und auf den Antheil der Dichtung gesetzt werden müßte. Doch wert nach Sessenheim pilgert, der zieht am „Röwen“ in Drusenheim nicht vorüber.

Da sah ich denn auch bald und stärkte mich am ländlichen Mittagsmahl, das die Mutter des jungen Wirtbes durch monderlei Erzählungen von dem Student Goethe, auf den ich alsbald die Rede brachte, zu würzen verstand. Jener denkwürdige Tag der Bekleidung, dessen Einzelheiten ihr ihre Großmutter oftmahl mitgetheilt habe, bildete natürlich das Hauptthema, und schließlich mußte ich auch die Stube und den Stuhl in Augenschein nehmen, in denen Goethe sich als Georg herauspulte. Wie glaubhaft jene großmütterliche Tradition sei, suchte mir der Sohn nachher durch eine das Alter des Hauses kundgebende Balkeninschrift sehen an der Front zu erweisen. Da stand denn in hüben Worten zu lesen: „Dies Haus ist erbaut 1792.“ Als ich ihm bemerkte, daß jener Vorgang sich genau zweiundzwanzig Jahre früher müße zugetragen haben, war die Antwort: da werde ich mich wohl irren.

Bald war ich auf dem Wege nach Sessenheim. Und doch mich ein ähnliches Gefühl befiel, wie während den guten Nächten auf seiner Wallfahrt dorthin, ich will es nicht leugnen. Weniger ist doch hier bereits auf geweihtem Boden. Ja, bei jedem recht alten Baum am Wege drängte sich die Frage unwillkürlich auf, ob der wohl schon vor hundert und etlichen Jahren hier gestanden und auch einen Stuhl mit gutem Wusch und schlichtem Kleid habe vorüberziehen sehen. Bald nahm sich ein dichter Buchenwald auf und am Wege stand ein Handweiger, nach links wendend, mit der Aufschrift: „Zur Goethe-Eiche.“ Dorthin wandte ich mich nun und ließ bald auf einen dicken Eichbaum, dessen Rinde mit unzähligen reich eingeschnittenen Namen bedeckt war. Ich hätte gern gewußt, welchen Zusammenhang dieser Baum mit dem Dichter habe, und erfuhr nachher, daß der alte Oberförster ihn eben so genannt, wahrscheinlich, um auf diese Weise seiner Verehrung für Goethe Ausdruck zu geben.

\*) Der letztere Stein trägt auch andere interessante Namen. Die Anordnung ist folgende:

G &amp; F. COMITÉS DE STOLBERG, GOETHE, SCHLÖSSER, KAUFMANN, ZIEGLER, LENZ, WAGNER, V. LINDAU, HERDER, LAVATER, PEENNINGER, HAETELIN, BLESSIG, STOLZ, TOBLER, BOEDERER, PASSAVANT, KAISER, EHRMANN, M. M. ENOEL 1776.

So gelangte ich denn auf Umwegen in's Dorf. Und jetzt machte sich wieder eine Besorgniß geltend, welche durch die vielen anderen Eindrücke und Gedanken bisher zurückgehalten war: Wie würde mich denn der jetzige Herr Pfarrer aufnehmen, den ich nur aus seinem oben erwähnten Werke kannte, und der doch sicher mehr als erwünscht von Fremden aufgesucht würde? Doch wann hätte je ein Pfarrer auf dem Lande selbst einen Fremden unfreundlich aufgenommen, und mußte nicht dieser insonderheit die Tradition der Gastfreundschaft des alten Brion als sein Erbe betrachten? Ich sahte also guten Muth und die freundlichen Bewohner vor den schlichten Häusern der Dorfstraße wiesen mich bald zur Pfarre, die am anderen Ende des Dorfes lag, dicht neben der Kirche, in welcher Goethe damals an Friederikens Seite „eine etwas trockne Predigt des Vaters nicht allzu lang fand“.

Im Pfarrhaus empfing mich eine ältere Dame, die mich auf meine Frage nach dem Herrn Pfarrer die Treppe hinaufwies. Dort in seinem Studisüblein fand ich ihn denn, freundlich, wie ich ihn mir gedacht, den alten Herrn, hochgewachsen und mit weißen Haaren, die ein Mühslein bedeckte, gemüthlich seine Pfeife schmauchend. Meinen schüchternen Wunsch, das Sessenheimer Pfarrhaus kennen zu lernen, ließ er mich nicht vollenden, sondern schob mir einen Stuhl neben den seinen und bald waren wir mitten im Gespräch. Da erhielt ich denn aus kundigem Munde Aufschluß über Vieles, was mir in der Friederikenfrage bisher dunkel geblieben. Besonders wandte sich der alte Herr gegen die Einnischen, so rein aus der Luft gegriffenen Verdächtigungen von Friederikens Ehre. Man lese nur jene beiden Proben von dieser Schamlosigkeit, die er in den zu seinem Werke gegebenen Bemerkungen citirt, und zugleich die überzeugenden Beweise, mit denen er sie für alle Zeiten zu nichte macht. Mit welcher Vorliebe man solchen elenden Erfindungen Glauben schenke, sollte, so sagte er mir, kaum für möglich gehalten werden. Ihm selbst habe einst ein Heise Friederikens von einem Besuch in der Findelanstalt erzählt, wohnt er einen Korb voll Briefeln zur Vertheilung an die Kinder mitgenommen habe. Als alle Kinder bekommen, wäre noch einiges Gebäck übrig geblieben, und das habe er einem Knaben, der ihn so freundlich bittend angesehen, in die offenen Hände geworfen in dem Gedanken, daß dies vielleicht gerade Friederikens Kind sei. „So glauben Sie also auch an die Schuld Ihrer Tante?“ entgegnete ihm Lucius. Nun, war die Antwort, er habe sich zwar nie darum bekümmert, aber nach den vielen Gerüchten müsse doch etwas an der Sache sein. Wahrlich, ein hartes Geschick der reinen Seele! Im Leben des Glüdes, im Tode der Ehre beraubt, selbst von den nächsten Verwandten!

Auch über die Lage von „Friederikens Ruhe“ und über viele Einzelheiten, die zu der Sessenheimer Periode in „Dichtung und Wahrheit“ einen hübschen Commentar gegeben hätten, erfuhr ich manches Interessante. Doch findet sich das Meiste in jenen geschichtlichen Mittheilungen über Friederike, zu denen er das Material in langer, mühevoller Arbeit sammelte.

Die Erinnerungen, die mir von den Erzählungen aus seinem eigenen Leben geblieben sind, ergänzte auf meine Bitte später sein Sohn, der Professor Lucius in Straßburg, bereitwilligst. Sie sollen hier in wenigen Zügen, als Daten aus dem Leben eines bewährten Goetheforschers eine Stelle finden. Fast genau hundert Jahre später geboren als der alte Brion, am 26. Juni 1818, zu Nassenheim, anderthalb Stunden von Sessenheim, besuchte Phil. Ferd. Lucius Gymnasium und Universität zu Straßburg, wo er damals schon zu Füßen des jetzigen Rectors der deutschen Theologen, des Professor Steuß saß. 1847 wurde er Pfarrer, und zwar der erste oder zwölfte der Familie in direkter Linie<sup>\*)</sup>, zunächst in Ernolsheim bei Zabern, um dann genau hundert Jahre später als der alte Brion, Martini 1860, das Pfarramt zu Sessenheim zu übernehmen. Sein mehrfach erwähntes Werk erschien 1878; einzelne Beiträge zur Friederikenliteratur schon früher in der „Gartenlaube“. Er

\*) Die beiden schon von Räte erwähnten Pfarrer Lucius in Sessenheim sind jedoch mit seiner Familie nicht verwandt. Ann. d. Verf.

starb in Straßburg am 12. October 1885, wieder fast hundert Jahre später als Friederikens Vater.

Doch das ist vorausgegriffen. Noch lebte der liebe Mann, und ich durfte mich seiner Gastfreibheit und seiner festselben Mithelungen erfreuen. Neuester interessant war mir ein Brief von Friederikens Hand, den er verwahrt und der ganz die „leichten, hübschen, herzlichen“ Züge zeigt, denen sich Goethe so oft erfreute. Auch ein Brief von ihrer Schwester ist da und manches Andere aus jener Zeit.

Dann ging's hinunter in den Garten, den Friederike einst mit ihren Gästern und Schweizer Mädchen belebt hatte, den Schauplatz aller jener „lollen Lustbarkeiten“. Mein freundlicher Wirth wurde nicht müde, mir die Lage des früheren Hauses, das schon 1834 abgebrochen wurde, in seinen einzelnen Theilen, und der berühmten Jasminlaube, die Räte Schwepenhäuser in die Erde des an der Straße liegenden Goethe-Gärtchens verpflanzt hatte, zu bezeichnen. Nur die alte Säume steht noch am alten Fleck, ein einsam ragender Zeuge aus jener Zeit, dem eben die Werkleute neuen Halt zu geben suchten. Am Haupte entlang zog sich ein Nebengang, überladen mit reifen Trauben. Die schönsten brach mir der alte Pfarrer. Dann schritten wir noch einmal schweigend durch Garten und Hof. Von der Jasminlaube brach auch ich mir, wohl nicht als der Erste, ein Blättlein ab, freilich ganz heimlich; auch daß ich's jetzt noch unter meinen kleinen Goethereliquien sorgsam bewahre, will ich gern gestehen. Und nun nahm ich einen herzlichen Abschied von meinem lieben Wirth, damals in der Hoffnung, ihn nochmals wiederzusehen.

Zum Kirchhof drüben, wo er nun auch wohl ruht, lenkte ich meine Schritte. An der Kirche lehnen zwei alte Grabsteine und unter ihnen ruhen Friederikens Eltern.

Langsam wandte ich mich, zu gehen. Bald war das Pfarrhaus meinen Blicken entschwunden und die kurze Zeit, die mir noch blieb, wurde dem Besuch von „Friederikens Ruhe“ gewidmet. Dort hatten sich die beiden Liebenden zum ersten Mal allein gesehen; auch später waren sie dorthin, wenn die übrige Gesellschaft sich am Tanze vergnügte, Hand in Hand gewandelt; „an diesem stillen Platz entschädigten wir uns durch die herzlichste Ummarmung und die treulichste Besichtigung, daß wir uns von Grund aus liebten,“ erzählt Goethe selber. Bei ihm war's der letzte Tag einer wirklichen Liebe zu ihr; schon in der Nacht kam „Sorge und Neue“ und er „wünschte sich über alle Berge“. Damals war der Platz noch ein waldbekrönter kleiner Hügel; inzwischen sind Pflanz und Ege darüber hingegangen und jetzt ist's nur noch eine winzige Erhöhung, auf dem die Pietät eine Laube errichtet und ein paar Sträuchlein angepflanzt hat.

Dort hatte ich mich niedergelassen. Die Sonne schien hell wie damals und Bogen und Schwarzwald lugten herüber wie damals. Ich sah Friederiken zwischen den Bäumen hinschreiten, die ihr Feld für den Winter bestellten, und wie damals „schwebte sie als belebender Geist hin und wieder“, und noch immer „schien die Anmut ihres Betragens mit der behelmten Erde und die unverwundliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wettersen“. Und dann sah ich sie, wie einst der Dichter Lenz, als der Liebe Frühling aus ihrem Herzen gezogen war, sie gesehen, da er zu ihrem Vater kam:

„Der hatt' ein Kind, war still und bleich  
Vor Kummer krank, doch Engeln gleich;  
Sie hielt im halberlöschten Bild  
Noch Flammen ohne Rauch zurück,  
Allt ist in Nacht eingeshüllt,  
Schön, wie ein marmorn Heil'genbild.  
War nicht umsonst so still und schwach,  
Verlass'n die Liebe trug sie nach.“

Bald hatte mich der Zug aus diesem Reich entführt, und als ich im letzten Abendstrahl bei Selz über den Rhein zog, da murmelten die Wellen noch immer die alte Nibelungenklage:

„als io diu liebes leido zo aller jungstea git.“



Goethes Portrait aus dem Jahre 1779.





Schottbühl am Semmering. Nach einer Photographie auf Holz geschnitten.

## Neue literarische Erscheinungen.

Die Badefaison hat unter anderen nachverzeichnete empfehlenswerte literarische Gaben gebracht: 1. Seelust und Seebad. Eine Anleitung zum Verständnis und Gebrauch der Kurmittel der Nordseeineln, insbesondere von Norderey, Von Dr. E. Kruse, prakt. Arzt in Norderey, 5. Aufl. Norden und Norderey, Dieder. Soltans Verlag. 2. Königlich Seebad Norderey. Saison 1886. Bunte für Badegäste: enthaltend: Fluthabelle, Fahrpläne, Taxis, Riserouten, Badeeinrichtungen, Leben auf der Insel, Ausflüge u. und neuesten Plan der Insel. Preis 50 Pf. Norden und Norderey, Dieder. Soltans Verlag. —

Eine prächtige poetische Sammlung — prächtig auch gemeint im Sinne der materialien Ausstattung, Druck und Papier — ist die im Verlag von S. Pöbelberger in Meran erscheinende: Blätter, Blüten, Früchte, Gedichte von Gottlieb Buz. Es ist darin kein Schülerischer Schwung und keine Platenische oder Rildertische oder Bodenstedtsche Formenglätte, aber die darin ausgesprochenen Gedanken sind gut und edel, die Silber wohlgeahnt und leicht verständlich, die Formentabelllos. Das 396 Seiten starke Buch ist nicht nur sehr inhaltlich, sondern auch sehr gebaltreich. —

Zwei neu erschienene Werke des H. Zimmer'schen Verlages in Berlin, W. Köthenerstraße 42: 1. Magen und Lunge in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenseitigen Beziehungen. In 85 Grundregeln nebst Tagesdiät. Von Dr. med. Michaelis, prakt. Arzt und Spezialarzt in Wolburg in Schlesien. Für Aerzte und Laien. 2. Die Krankheiten der Athmungsorgane und deren Heilung. Von Dr. August Doms, Oberstabsarzt 1. Classe in Hannover, können von uns wegen ihrer gemeinverständlichen Sprache und ihres rationellen Inhaltes sehr empfohlen werden. —

Ein eigenartiges Werk bietet der Geuser'sche Verlag in Neumied und Leipzig in folgendem 320 Seiten starken, solid ausgestatteten Buche Octobav: Aus der Welt der Komödie. Von Otto Spielberg. Es heißt darüber orientiert im Vorwort: „Von den beiden ersten Bänden des Neuen Philosophen für die Welt ist eine zweite Auflage nötig geworden und da sich der Verleger einen noch größeren Erfolg unter anderem Titel verspricht, so ist dieser zweiten Auflage der Titel: Aus der Welt der Komödie vorgelegt worden.“ Der Verfasser äußert sich in diesem Werke unter den verschiedensten Titeln über Vieles, was das wirkliche Leben und die Welt der Phantasie betrifft, er ist in Ernst, Humor und Satire manchmal derb, ist vielleicht auch manchmal mit seinen Ansichten im Irrthum, aber er weiß sein Publikum zu unterhalten und zu belehren, mag auch die Wirkung nicht selten eine negative statt positive sein. Das Buch kostet broschirt 6 Mark. —

Von dem Standpunkt: „Die wahre Medizin fängt da an, wo die Receptmedizin aufhört“, und: „Natura, non medicamentum sanat“ geht folgende Schrift aus: Die Kunst gesund zu werden. Von Dr. phil. Cuno Stommel. 4. Auflage. Düsseldorf, Felix Bagel. Diese Schrift verdankt ihre Beliebtheit und starke Verbreitung dem gelegenen Inhalt, welcher auf 84 Seiten eine Menge specieller Anweisungen und Vorschriften zusammenbringt. Es scheint, als ob der Verfasser die Ergebnisse eigener Beobachtungen und Erfahrungen mitgeteilt hat, denn wir haben es nicht mit einem Buche zu thun, welches in allgemeinen Phrasen den Werth der Gesundheit preist und das Glend der Körperlichen Schwäche beklagt, sondern bis in's Einzelne die besonderen krankhaften Zustände unserer Zeit darlegt und Wege anzeigt, wie Jeder im Stande ist, „aus eigener Kraft durch ein individualisiertes Heilverfahren sich dasjenige Maß von Glück in körperlicher und seelischer Gesundheit zu verschaffen, dessen seine Organisation fähig ist.“

Von dem mit überaus feinen Buntdruck-Illustrationen, welche die Natur getreu darstellen, und auch sonst wohlangelegten Lieferungsweise: Die Vögel der Heimat. Unsere Vogelwelt in Lebensbildern gezeichnet von Dr. Carl Ruff. Mit 120 Abbildungen in Farbendruck. Prag 1886. J. Tempelky, liegen jetzt Lieferung 2 und 3 vor, die sich der ersten würdig anreihen und auf ein schönes, warm empfehlenswerthes Ganzes im Voraus schließen lassen. —

In Prag, J. Dittos Verlagsbuchhandlung, erscheint: Oesterreichisch-Schlesien, Landschafts-, Geschichts-, Culturbilder. Unter Mitwirkung des I. Schulrathes A. Peter, der I. Professoren J. Popura, K. Rodda, F. Schmid u. H. herausgegeben von Dr. Franz Slama. In ca. 15 Lieferungen mit vielen Illustrationen. Bis jetzt liegen 10 Lieferungen vor, die aus Geschichte und Leben der Bewohner und Beschaffenheiten Oesterreichisch-Schlesiens reichhaltige Mittheilungen darbieten. —

Ein sehr werthvolles buchhändlerisches Unternehmen kunsthistorischer Art in Lieferungen ist die „Einführung in das Studium der Neuren Kunstgeschichte“, von Dr. Alwin Schulz, ordentlicher Professor der Kunstgeschichte an der deutschen Universität in Prag, mit ca. 300 Textabbildungen und 14 Farbendrucktafeln. Prag, Verlag von J. Tempelky. Herausgeber und Verleger sagen im Prospect: „Die Veranlassung zu diesem Unternehmen gab die günstige Aufnahme des unter dem Titel Kunst und Kunstgeschichte von Professor Dr.

H. Schulz erschienenen Buches; was darin nur in Andeutungen und Umrissen gegeben werden konnte, kommt in dem hier angezeigten neuen Werke zur vollen Geltung. In diesem Sinne daher wurde hier ein Theil des Textes und der Abbildungen jenes Buches vorbehalten, der weitens größte Theil des Textes ist jedoch umgearbeitet, jedwefalls stark verbessert und ansehnlich vermehrt worden. Die Abbildungen wurden einer genauen Revision unterworfen, alle, die nicht unbedingt den Ansprüchen genügen, verworfen, dagegen eine ganz ansehnliche Menge von Textbildern und sämtliche Farbendrucktafeln neu hinzugefügt. Das Buch stellt sich in erster Linie die Aufgabe, den Leser in die Werkstatt des Künstlers einzuführen und klare Vorstellungen über die Entstehung eines Kunstwerkes zu verbreiten, dadurch das Verständnis für die in der Geschichte der neueren Kunst auftretenden Erscheinungen vorzubereiten und den Leser in den Stand zu setzen, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Es ist daher nicht eine Kunstgeschichte in dem gewöhnlichen Sinne, wie es deren schon so viele giebt, sondern eine Darstellung der technischen Entwicklung der Kunst von ihrem Wieder-aufleben nach den Zeiten der Barbarei bis zur Gegenwart, als eine notwendige Ergänzung aller bestehenden Kunstgeschichten u.“ Bis jetzt liegen Lieferung 1—3 vor, welche das Werk als sehr gebaltvoll und ganz vorzüglich ausgefallen erscheinen lassen. —

Das in 25—30 Lieferungen erscheinende Werk: „Illustrierte Geschichte der k. k. österr. Armee in ihrer culturhistorischen Bedeutung von der Begründung an bis heut. Herausgegeben von Gilbert Anger. Verlag von Gilbert Anger in Wien, ist bis zur 5. Lieferung gediehen, in welcher die Geschichte der Lanzenreite und ihre Einführung durch Kaiser Max I., den „letzten Ritter“, sehr instructiv dargestellt wird, während die 4. Lieferung die Einführung des Schießpulvers, der ersten Feuerwaffen und das Kriegswesen unter Max I. behandelt. Mit jeder neuen Lieferung steigert sich das Interesse des Lesers an diesem instructiven Werke. —

Eine interessante Neugabe erschien soeben in dem allbekanntesten Spamer'schen Verlage in Leipzig. Es ist ein trefflich ausgefallenes, mit vielen reissvollen Illustrationen (50 Textabbildungen und 8 Konbildern) schon das Auge in glücklicher Weise verhehendes Buch, dessen Titel schon das Nähere besagt: „Moderne Wunder. Natürliche Erklärung der älteren wie neueren Geheimnisse der Spiritisten und Antispiristen, Weisererzähler, Hellseher, Gedankenleser, Heilmédien, Mnemotechniker, Nechtemkünstler sowie der neueren sensationellen Wunder und Darstellungen aus dem Gebiete der Apit, Hylist und Meschani.“ Von Carl Willmann, Fabricant magischer Apparate in Hamburg.“ Preis: gebunden 5 M., elegant gebunden 6,50 M. Der Verfasser des vorliegenden Buches steht zwar auf dem Standpunkt, daß es in Natur wie Menschenleben noch manche uns nicht bekannte Kräfte und unangeklärte Erscheinungen geben könne, dabei geht er aber doch von dem Grundsätze aus, daß wir anscheinend wunderbare Vorgänge als neue und für unsere bisherige Ansicht unbegreifliche Thatsachen so lange nicht zu deuten haben, als es unter den feststehenden Erkenntnissen noch Mittel giebt, um jene Vorgänge auf bekannte Weise zurückzuführen und in ihrem natürlichen Zusammenhange mit letzteren zu erklären. Bei diesem Beginnen ist dem Verfasser eine lange geschäftliche Thätigkeit insofern günstig gewesen, als sie ihn vielfach mit Kreisen in Verbindung brachte, welche den neuen Wundererscheinungen näher stehen, ja in deren Vorführung mitunter eine Lebensaufgabe erblicken. So konnte der Verfasser unmittelbar aus dem lebendigen Quell praktischer Anschauung und frischer Tagesarbeit schöpfen, um seinen Mitmenschen einen Dienst zu erwirken. Wohlth hat er sich hierbei unter Andern auch bemüht, die sehr ungenügenden Aufklärungen, wie sie neuerdings von sogenannten Antispiristen in Schriften und öffentlichen Vorträgen versucht worden, thunlichst zu ergänzen, insbesondere das schwebende Wunder des Gedankenlesens auf seine natürlichen Voraussetzungen zurückzuführen. Das ungemein schätzenswerthe Werk bietet ein reichhaltiges Material in gründlich belehrender Erklärung dar und ist für häusliche und gesellschaftliche Kreise ein Quell der anregendsten Unterhaltung. —

Ueber Maximilian Schmidts treu schildrende, charaktervolle „Hochlandsgeschichten“ haben wir uns bereits bei Gelegenheit der Mittheilung des Porträts des Dichters in diesen Blättern rühmend geäußert. Eine neue Empfehlung ist den Hochlandsgeschichten neuerdings durch die Mittheilung geworden, daß der unglückliche König Ludwig von Bayern sie noch in seinen letzten Lebensmonaten zu seiner Lieblingslectüre machte und dem Verfasser die schmeichelhafteste Anerkennung zu Theil werden ließ. Unter diesen Umständen bedarf es kaum noch weiterer Worte, um die in Maximilian Schmidts gesammelten Werken Band III. (Verlag von Georg D. W. Callway in München) enthaltenen, uns heute vorliegenden beiden Hochlandserzählungen: „Die wilde Braut“ und „Der Traunkümmel“ bei unserem Levertreue vortheilhaft einzuführen. —

Zerner sind uns an Novitäten zugegangen: Naturwissenschaftlich-technische Umrissau. Ausgewählte populäre Halbmonatsschrift über die Fortschritte aus dem Gebiete der angewandten Naturwissenschaft und technischen Progris. Für Gebildete aller Stände, herausgegeben von Th. Schwarz, Ingenieur in Leipzig. II. Jahrgang, 2. Heft. Jena, Fv. Mauke's Verlag (H. Schenk).

Kritische und nichtkritische Versuche. 1. Gedächtnis im Verhältnis zum Werden und Vergehen. Von Egmout. Mit einer lithographischen Skizze. Danzig, Verlag von Franz Rgt.

Bericht über die Verwaltung des Bades Keinerg in den drei Jahren 1883, 1884, 1885. Erstatet von P. Dengler, Bürgermeister. Vierte Folge. Selbstverlag der Badeverwaltung zu Keinerg, 1886.

Ecce Homo. (Eine poetische Darstellung der Jesu-Geschichte.) Braunshweig, Verlag von Oskar Sommermeyer.

Das Buch Cassandra. Ein Sonettenkranz von Karl Maria Weidt. Großenhain, Verlag von Baumert & Ronge. (15 Sonette über die sociale Weltentwicklung.)

Mein Gedichte von Carl Voll. (Ergänzendes. Bilder. Vereinte. (Allein! allerlei. (Gefisches). (Anmerkungen.) Stuttgart. J. B. Metzlersche Buchhandlung.

Moskau 1812. Schauspiel in 5 Aufzügen. Von Gustav Fels. Berlin. Verlag der V. Steinthal'schen Buchhandlung.

Schwärmerien eines Junggefeils. Gedichte von Carl Einjan. Berlin, Suhrcke'sche Buchhandlung.

Die Cavallerie des Deutschen Reiches. Geschichtliche Notizen; Stützungsätze der Regimenter etc.; Standarten, deren Beschreibungen und Auszeichnungen; genaueste Angaben der Uniformen; Anciennetabelle bis zum 18. Mai 1886 vom Generalfeldmarschall bis einschließlich der Fähnriche, Sergeanten und Rohlfeldler; Gefüßverwaltungen und deren Bestände, Rennberichte. Bearbeitet von H. von Haber. Premierlieutenant a. D., zuletzt im sächsischen Infanterieregiment Nr. 2. Preis broschirt 3,50 M., gebunden 4,50 M., mit Separatangeboten für Preußen, für Sachsen, für Württemberg und für Bayern. Verlag von Max Habenzien in Rothmann.

Neuer Gustav-Adolf-Kalender für das evangelische Deutschland für das Jahr 1887. Zur Förderung des evangelisch-christlichen Lebens und der Vaterlandsliebe, herausgegeben von Pastore Emil Ohly. Mit Bildern und Zeichnungen der Jahrmärkte. Verlag von H. Ebberle in Wiesbaden. Sonstiger Inhalt: Gedenktage, Sprüche, Erzählungen, Gedichte, Anekdoten, Zeitbilder, Porträts von Männern der Zeit, Landwirtschafts- und Gartenkalender etc.

## Münchener Bierstudien.

Von Fritz Fernau.



Wenn man von einer fremden Stadt erzählen will, die man durch längeren Aufenthalt genau kennen gelernt hat, da ist es wohl das Natürlichste, daß man zuerst von dem spricht, was dieser Stadt ganz besonders eigen ist, was ihr eigentlich sein Gepräge verleiht, was sie in Gegensatz stellt zu anderen Städten von derselben Größe. Auch derjenige, der München nur dem Namen nach kennt, weiß doch jedenfalls, was bei der schönen Fährstadt hier in Frage kommt; zwei Dinge sind es, die zwar eines mit dem andern nichts zu thun haben, die im Wesentlichen in einem großen Gegensatz zu einander stehen, denn das eine führt uns in's ideale, das andere in höchst materielle Regionen: hier das Bier, dort die Kunst, Bier und Kunst, Kunst und Bier, das sind die Factoren, um die sich in München Alles dreht, die das öffentliche und private Leben beherrschen. Doch ist das Bier der bei Weitem mächtigere Factor und darum wollen wir zuerst von ihm sprechen und dem geehrten Leser und der liebenswürdigen Leserin einen Begriff davon zu geben versuchen, wie man in München trinkt und zwar Bier trinkt, denn etwas Anderes trinkt man ja eigentlich gar nicht; wenigstens ist der Weinconsum verschwindend klein im Verhältnis zu den labellastigen Massen von Bier, die in München täglich von dursigen Kehlen verfliegen.

München ist wohl eine große Stadt, aber noch lange keine Großstadt, zu einer solchen fehlt ihm eigentlich Alles. Eine Stadt, die z. B. bei der Straßenbeleuchtung den Kalender noch fragt, ob Mondlicht oder nicht, und dem entsprechend eine größere oder kleinere Anzahl von Laternen anzubringen, ist trotz ihrer 260 000 Einwohner keine Großstadt. Andererseits habe ich das schöne „Zarathen“ zu sehr in's Herz geschlossen, um die viel gebörte Bezeichnung „ein großes Bierdorf“ gelten zu lassen. Da gefüllt es mir schon besser, wenn ein Bekannter von mir Bayerns Hauptstadt „eine große Bierstadt“ nannte, deren Citadelle das königliche Hofbräuhaus sei, während die rings um München liegenden „Keller“ die Außenforts bilden. Doch mag dem nun sein, wie da will, wir wollen München das Recht nicht nehmen, sich eine große Stadt zu nennen, und hoffen, daß es auch bald zur „Großstadt“ sich entwickelt. Wir haben da zwei Dinge erwähnt, die uns gleich mitten in unser Thema „das Bier“ versetzen: das königliche Hofbräuhaus und die „Keller“. Wer hat nicht schon gehört vom Münchener Hofbräuhaus, wer, der München besucht, ist nicht hingekittelt, um sich diese vielgepriesene Hochburg des Bieres anzusehen, und wer war nicht gründlich enttäuscht von dem, was er gesehen, und zuweilen sogar von dem, was er geschmeckt hatte. Das kleine unscheinbare Weingebäude dort, ein „Maß!“ das allerdings in letzter Zeit durch eine neue Fassade sich bedeutend verschönert hat, das soll es das königliche Hofbräuhaus, dieses Local, was primitiver eingerichtet ist als die gewöhnlichste Kneipe im Norden, das außerdem einen Schmutz aufzuweisen hat, vor dem man wahrhaft zurückzusehen, indem man überhaut nur mit Mühe zu einem Glase — pardon! zu einer Maß Bier gelangen kann. Ja, das ist das königliche Hofbräuhaus. Allerdings entspricht das Local nicht im Mindesten unsern Anforderungen an ein modernes Restaurant, wohl ist es bei großer Poltheit und wohlsonders bei Regenwetter rathsam, sich die Fäden aufzukrämpeln, was man, um Bier zu bekommen, sich selbst einen Weg suchen, doch an dem Brunnen ausspülen und sich an der Schänke füllen lassen, doch das Alles hindert nicht, daß das Hofbräuhaus zu allen Tageszeiten von dursigen Seelen belagert ist, vorausgesetzt daß das Bier gut ist. Denn auch im königlichen Hofbräuhaus ist das Bier nicht immer so gut, gewöhnlich wie der Fremde vielleicht glaubt. Ist das Bier aber gut, dann mag man zu einer Stunde kommen wie man will, es wird immer voll sein, denn der Münchener trinkt den ganzen Tag. Es ist für einen

Fremden gewiß ein sonderbarer Anblick, wenn er früh um 9 Uhr oder noch früher zum Hofbräuhaus kommt und dasselbe schon von einer großen Anzahl von Dursigen besetzt findet. Besonders im Sommer, wo der Durst ja naturgemäß ein größerer zu sein pflegt, ist um die erwähnte Stunde schon der ganze Hof mit den „Kellern“ angefüllt. Die „Kellern“ — ein solcher Name, aber ich bin überzeugt, meine liebenswürdige Leserin würde laut aufschreien, wenn ich ihr diese „Kellern“ in natura zeigen könnte.

Denken Sie sich also, Verehrte, an der einen Seite des Hofes, auf den sich im Sommer überhaupt der Verkehr concentriert, ein vielleicht 3 Meter von der Wand des Hauses abstehendes Dach, durchaus kein „füßlengetragenes herliches“, sondern im Wesentlichen ein von ein paar Holzpfählen gestütztes sehr gewöhnliches. In diesem Verschlage, der übrigens im Winter zur Aufbewahrung leerer Fässer benutzt wird, denken Sie sich weiter einige Tische und Bänke und Sie haben die „Kellern des königlichen Hofbräuhauses“. Doch da diese Kellern nur eine beschränkte Anzahl von Personen aufzunehmen vermögen, so steht außerdem immer noch der ganze Hof voll. Denn dem echten Bierbayer ist es einetel, ob er seine Maß stehend oder sitzend zu sich nimmt, ihm ist es nicht um Bequemlichkeit und Unterhaltung zu thun, sondern eben lediglich um das Bier.

Die Ständesunterschiede fallen fast gänzlich fort, nicht nur in diesen alten berühmten Localen, wie das Hofbräuhaus, sondern auch in den modernen Restaurationen, die es in München ja auch gibt, und nicht minder in den großen Cafés, deren es eine verhältnißmäßig enorme Zahl besitzt. Katholisch tritt diese Eigenheit in den beiden letztgenannten Arten von Localen weniger hervor, als in den ersten. Im Hofbräuhaus findet man den Arbeiter und Handwerker ebenso wie den Beamten und besonders wie den Studenten, der ja überall zu finden ist, wo es einen guten „Stoff“ giebt. Da kann man die heterogensten Elemente der Gesellschaft an einem Tische vereinigt finden. Die Vermittlung des Bieres macht Alles gleich. Dazu denke man sich eine Schaar von Hausfrauen, eine wahre Landplage in München, von der man keine 5 Minuten ungeschützt bleibt — jetzt sind es Radis, jetzt Cigarren, jetzt Eier, jetzt Zeitungen, jetzt Messer, jetzt Hofenträger, jetzt sogar ein Mann mit einembeutel voll Schnupftabak — man schnupft nämlich nirgendwo soviel als hier — kurz, alles nur Denkbare wird uns zum Kauf angeboten. Im Sommer fehlen zur Belebung des Bieres natürlich auch die Touristen nicht und es ist zuweilen recht interessant, die erkrankten Gesichter besonders der Damen zu beobachten, wenn sie in dieses Treiben hineinkommen.

Die übrigen Brauereien in der Stadt, darunter besonders die wegen ihres vorzüglichen Bieres berühmte Augustiner-Brauerei, bieten alle ein ähnliches Bild, natürlich in mehr oder weniger verkleinertem Maßstabe; wir wollen deshalb nicht länger bei ihnen verweilen, sondern uns zu den „Kellern“ wenden. Zuerst, was versteht man überhaupt unter einem „Keller“ in diesem speciell münchensisch-bierologischen Sinne? Ganz allgemein ein gewöhnlich an der Grenze des Stadtgebietes gelegenes Vergnügunglocal. Unterscheiden müssen wir wieder zwischen solchen, die nur im Sommer, und solchen, die das ganze Jahr geöffnet sind. Während die ersteren neben den für den inneren Wirtschaftsbetrieb nötigen Räumllichkeiten nur aus einem großen, gewöhnlich von prächtigen Kaskaden beschatteten Garten bestehen, haben die letzteren neben diesem Garten auch noch große Saalräume. Von der ersten Klasse nehmen wir besonders den Augustinerkeller, dann den Bavaria- und den Pollingerkeller, von der andern sind die herborragendsten: der Löwenbräueller, der Franziskaner-, der Hofbräuhaus- und der Münchener Kneipeller.

Diese Keller kann man, besonders im Sommer, als die eigentlichen Centralpunkte Münchener Lebens und Treibens betrachten und wer die Mischungen kennen lernen will, der muß fleißig zu den Kellern wandeln. Gehen wir darum einmal zu dem Augustinerkeller. Ein heißer Sommertag neigt sich seinem Ende zu, das Tagewerk ist vollbracht, da kann man sich's schon bei einer Maß des trefflichen Bräus wohl sein lassen. Wir wundern uns nicht mehr über den Strom von Menschen, der denselben Weg mit uns zieht, Männerlein und Weiblein, groß und klein, arm und reich; wir wissen auch, daß wir kaum noch einen Platz bekommen werden, wenigstens erst nach hartem Bemühen. Das Alles sind wir schon gewöhnt. Wir sind sogar schon so männlicherlich geworden, daß wir auf dem Wege erst bei dem Charcutier — mit diesen französischen Worte tituliren wir hier nämlich die Schweine Metzger — vorsprechen und uns unser Souper in Gestalt eines Stückes Schinken, Purst oder ähnlicher schöner Sachen, nebst einem Stück Brot in der nächsten Bäckerei erwerben. Dazu von einem der am Wege stehenden Radweiber vielleicht noch einen Radl als Würge des Mahles und des Bieres — so ausgerüstet kommen wir endlich am Ziele an. Unsere Vermuthung war richtig, es ist zum Erwidern voll, doch es wird sich schon Platz finden; zuvor nach der Schänke und für Bier geforgt, denn wollen wir auf unserem Platze warten, bis eine Kellnerin uns den Tabaktrunk bringt, da können wir mehrere Male durchsuchen. Das vorher ausgefüllte Maßtrag in der einen, den Dolus in der Rechten von 24 deutschen Reichspfennigen in der andern Hand, stellen wir uns in die Reihe der Wartenden und lassen uns geduldig vorwärts schieben, bis wir endlich nach geraumer Zeit mit unserem vollen Maßtrag abziehen können. Noch einige Zeit des Suchens und wir haben auch einen Platz gefunden. Gott sei Dank! Wir entledigen unsere Taschen der erwerbenden Herrlichkeiten und begeben uns an's Souper. Als Zeller dient das Papier, in welchem unser „Schweinefleisch“ eingewickelt war, als Messer und Gabel zugleich das fehlende Taschmesser. Ganze Familien zieht man auf diese Weise ihre Abendmahlzeit einnehmen, dabei durchaus keine solchen aus den niederen Ständen, sondern gute Bürger- und Beamtenfamilien. Mit Kind und Kegel zieht man hin zum Keller, das geht einmal nicht anders; des Abends, wie wir es thun, zu Hause bleiben, das geht es nicht. Es liege sich viel über diesen Punkt sagen, besonders vom Standpunkte der Erziehung aus, doch das gehört nicht zu unserem Thema. Wir wollten darüber sprechen, wie man hier Bier trinkt. Daß man, abgesehen von den Restaurationen, nur aus ganzen Mäßen trinkt, ist auch sehr beachtend. Aber noch auffallender wird uns diese Thatsache, wenn wir eine junge Dame mit ihren zarten Händen den gewaltigen Maßtrag ergreifen und an die schönen Lippen führen sehen, besonders wenn wir dann im weiteren Verlaufe die Beobachtung machen können, daß sie den Krug auch austrinkt, ja nicht nur den einen, sondern auch den zweiten. Ich fürchte, daß man mich für einen Münchhaußen erklärt, wenn ich noch den dritten hinzusetze, doch selbst auf die Gefahr hin muß ich constatiren, daß ich auch diesen Fall schon zuweilen zu beobachten Gelegenheit hatte. Der Radl ist für die Münchener eine unentbehrliche Zubat zum Bier, ebenso wie der Kasse, der in solchen Mengen verfertigt wird, daß die Abgaber der Käschhandlungen schon an dem Duft zu erkennen ist, der von ihnen ausgeht.

Wir haben bei Schilderung des Kellerebens schon verschiedentlich das Wort „Garten“ gebraucht. Auch darunter müssen wir uns durchaus nicht das vorstellen, was man im Norden darunter versteht. Blumenbeete, die doch unserer Ansicht nach zu dem Begriff des Gartens gehören — man müßte denn den Begriff einschränken — giebt es in diesen „Gärten“ nicht, dafür aber um so prächtigere Bäume, gewöhnlich von ansehnlichem Alter, die den kühlichsten Schattens spenden, so daß wir auch am heißesten Tage die wohlthuendste Kühlung genießen können. In dieser Beziehung ist der Augustiner-Keller besonders schön, wie er auch durch seinen Umfang die meisten andern Keller bedeutend übertrifft. Man wird sich einen Begriff davon machen können, wenn ich erwähne, daß an einem schönen Abend, wo der Keller stark besetzt ist, mindestens 50 Hektoliter verkauft werden. Natürlich muß man dabei wieder in Betracht ziehen, daß gar Wandel nicht unter 5—6 Maßern den Keller verläßt. Der Augustinerkeller hat auch noch die Annehmlichkeit, daß keine jener kleinen Kapellen, wie sie in München in so fabelhafter Menge existiren, die Ohren der Gäste quält, wie es z. B. immer aus dem Cavarias und dem Völlingerkeller der Fall ist, die deshalb im Allgemeinen von einem gewöhnlicheren Publikum besucht sind, welches für derartige Genüsse empfänglicher ist. Auch der Hofbräuhauskeller ist hierin dem Augustinerkeller gleich, was jedenfalls dazu beiträgt, daß er von allen Kellern unbedingt der feinste ist in Beziehung auf das dort verkauften Publikum.

Wir haben mit Erwähnung des Hofbräuhauskellers schon die zweite der beiden Klassen erwähnt, in welche wir die Keller einteilen.

Neben den genannten sind hier noch besonders der Franziskaner-, der Münchner Kindl- und in erster Linie der Löwenbräukeller zu nennen. Der letztere ist in der That ein Vergnügungslocal ersten Ranges und einer jeden Großstadt würdig. Schon im Aeußeren ein Prachtbau, liegt er große, allerdings oft doch bedeutend zu kleine, schön ausgestattete Localitäten, besonders den hohen Concertsaal, der nach meiner Schätzung 700—800 Personen faßt. Für den Sommer ist natürlich besonders wichtig der große, prächtige Garten und daneben

die sehr geräumigen Terrassen und Veranden. Der Löwenbräukeller ist von allen Kellern derjenige, der am wenigsten den eigentlichen Kellercharakter trägt, er nähert sich schon beinahe mehr einem großen norddeutschen Vergnügungslocal: eine Thatsache, die wohl zum Theil darin ihren Grund haben mag, daß er ein Hauptammelpfad der sich in der Residenz aufhaltenden Fremden ist. Und ein angenehmer Aufenthalt ist es jedenfalls, wenigstens wenn das Wetter so ist, daß man im Freien sitzen kann. Denn die Saalräume entwickeln gewöhnlich in Folge der Ueberfüllung, trotz des elektrischen Lichtes und trotz der versprochenen vortrefflichen Ventilation, eine solche Hitze und eine solche Luft, daß man schon sehr daran gewöhnt sein muß, um den Aufenthalt angenehm zu finden. Draußen dagegen unter den schattigen Kastanien bei dem zuweilen allerdings etwas veragelnden Richte der elektrischen Bogenlampen, bei den Klängen einer vortrefflichen Musik und — nicht zu vergessen — bei einer Maß guten Löwenbräus, da ist es wirklich prächtig.

Höchst anerkanntenswerth sind die Bemühungen des Wächters, dem Publikum in jeder Weise das Beste aus den möglichst billigen Preis zu bieten, besonders in Beziehung auf die Concerte. Für den Preis von 20—50 Pfennigen kann man dort die besten Concerte hören, die sich wünschen kann, zum Theil von den vortrefflichen Münchener Militärkapellen, zum Theil von hervorragenden fremden Capellen ausgeführt. Dazu kommen an besonders feierlichen Tagen noch andere Veranstaltung. Feuerwerk, italienische Nacht u. s. w., so daß man jedenfalls nicht zu viel behauptet, wenn man dem Löwenbräukeller unter den Vergnügungslocalen Münchens die erste Stelle zuspricht. Einige Grade tiefer stehen der Franziskaner- und der Kindl Keller, heides auch sehr ansehnliche Local, aber durch das, was geboten wird und durch das dort versiehende Publikum nicht an die Stellung des Löwenbräukellers hinanreichend, besonders seitdem beide die übrigen vortrefflichen Concerte gegen freies Entree veranstalten; ein Umstand, der natürlich eine große Wechsel im Publikum nach sich zieht. Wir wollen bei dem Kindl Keller noch den riesigen Concertsaal, den größten, den München besitzt, bei dem Franziskanerkeller die Terrassen erwähnen, von denen man bei klarem Wetter ein herrliches Panorama der Alpen vor sich hat, und damit unsere Wanderung durch die Keller beschließen. Denn wir würden den begrenzten Raum unserer Skizze weit überschreiten, wollten wir auf die vielen andern Keller, den Arzberger, den Hader-, den Spaten-, den Oberbräukeller, den Keller des bürgerlichen Bräuhauses und wie sie alle heißen mögen, noch weiter eingehen. Es ist auch schon aus dem Grunde unnöthig, da sie, je nach der Klasse zu der sie gehören, ziemlich dasselbe Bild bieten.

Um unser Thema: Wie man in München trinkt, einigermaßen zu erschöpfen, müssen wir noch zweierlei erwähnen. Zuerst die Restaurationen oder, da man diesen Ausdruck in München sehr wenig findet, die Gasthäuser oder auch, wie man sehr viel liebt, die Gast- und Tafelwirtschaften. Diese letztere Bezeichnung ist für manchen Fremden ein Räthsel, das indessen sehr leicht zu lösen ist. Denn in dem mysteriösen Latein steht nichts als das lateinische Wort *taverna*, welches eben Wirthshaus bedeutet, so daß diese Münchener Bezeichnung eine kraße Entologie enthält. Solcher Local giebt es nun über 1000 in Bayerns dursichtiger Hauptstadt, von dem eleganten Restaurant bis zur gewöhnlichen Arbeiterkneipe. Beim Besuche solcher Local muß uns ein Umstand auffallen, daß nämlich alle, vielleicht mit Ausnahme der allerunbedeutendsten, die jetzt so sehr in Aufnahme getommene sogenannte altdeutsche Einrichtung haben, je nach dem Range des betreffenden Hauses in feinerer oder gewöhnlicherer Ausstattung. Aber selbst wenn das Letztere der Fall ist, so verleiht es dem Raume doch einen gewissen gediegenen und wohlhabenden Anstrich. Wir müssen dabei allerdings auch in Betracht ziehen, daß die kleinste Wirthschaft in München nicht unter einem Hektoliter Bier täglich verapfen soll; eine Quantität, die bei uns von manchen großen Restaurant kaum erreicht wird. Daß dieselbe hier so leicht erreicht wird, dazu trägt folgender Umstand bei. Wir kommen dabei auf den zweiten Punkt, den wir zur Vervollständigung unserer Skizze noch erwähnen, nämlich die Rolle des Bieres im Haushalt. Diese ist nämlich eine sehr bedeutende, viel bedeutender als sich eine norddeutsche Hausfrau überhaupt vorzustellen vermag. Wir werden an nähernd das Nüdtige treffen, wenn wir sagen: was Kaffee, Thee, Wein und Schnaps in norddeutschen Haushaltungen sind, das ist das Bier in München. Man mag zu einer Tageszeit in München über die Straße gehen, wenn man will, stets werden uns männliche oder weibliche Individuen, gewöhnlich leihre, besonders viel auch Kinder, begegnen mit Maßkrügen oder überhaupt irgend welchen Gefäßen in eigens dazu bestimmten Trägern, um „das Bier“ zu holen. Wir haben abschließend gesagt „das Bier“, denn wie unsere norddeutsche Hausfrau in ihrem Glat für „den Thee“ oder „den Kaffee“ einen besonderen Posten hat, so die Münchener für „das Bier“. Und da man es in München natürlich verschmäht, das Bier auf Flaschen zu gießen und in den Keller zu legen — denn es schmeckt ja vom Hob viel besser — daher diese für die Münchener Straßen freetragenden Gestalten, die wir erwähnten und die man selbst Morgens um 6 Uhr, ja noch früher antreffen kann, denn um 5 Uhr ist schon in vielen Localen freier Verkauf.

Damit wollen wir unsere Skizze schließen, die im Ganzen jedenfalls ein richtiges Bild des dursichtigen Münchens giebt.

# Der neue Oberpräsident von Posen Graf von Zebitz-Trützschler.

(Mit Portrait.)

Die durch Landtagsbeschluss sanctionirte Absicht der preussischen Staatsregierung, ihre polnischen Landestheile durchgreifender als es bisher geschehen zu germanisiren und dieses Ziel sowohl durch straffere Handhabung des Schulwesens und der Landespolizei, wie durch Ankauf polnischer Güter und Befestigung derselben mit deutschen Colonisten zu erstreben, ist Veranlassung geworden, die Oberleitung der Provinz Posen in die Hand eines kundigen und schneidigen Beamten zu geben. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Wahl des Grafen von Zebitz-Trützschler aufzufassen.

Als Präsident der Regierung des Bezirkes Oppeln, welcher ganz Oberschlesien umfaßt, hatte Graf Zebitz vollkommen Gelegenheit, das Wesen der polnischen Bevölkerung, mit welcher Oberschlesien stark durchsetzt ist, genau kennen zu lernen und zu behandeln. Graf Zebitz hat auch in der schwierigen Stellung als Regierungspräsident eines so gemischten Bezirkes seine Aufgabe im Sinne des preussischen Staatsrechtes und des Deutschthums jederzeit zu lösen gewußt.

Ganz wesentlich ist aber jedenfalls bei seiner Ernennung zum Oberpräsidenten von Posen auch seine hervorragende landwirthschaftliche Tüchtigkeit maßgebend gewesen, welche unter den obwaltenden Verhältnissen in der Provinz Posen von hoher Bedeutung ist.

Robert Graf von Zebitz-Trützschler ist am 8. December 1837 in Freienwalde an der Oder als Sohn des damals dort als Landrath des Ober-Barnim'schen Kreises fungirenden Grafen Eduard von Zebitz-Trützschler und dessen Ehefrau geborenen Freiin Bernzobere de Laurieux geboren. Derselbe genoss eine sorgfältige Erziehung im elterlichen Hause und bezog demnächst das königliche Friedrichs-Gymnasium zu Breslau.

Von 1856—62 diente Robert Graf von Zebitz-Trützschler als Offizier im 6. Kürassier-Regiment und im Regiment der Gardes du corps.

Im Jahre 1862 veranlaßte ihn die Uebernahme des väterlichen Gutes Nieder-Großenborau, Kreis Briegstadt in Schlesien, seinen Abschied von der Armee zu nehmen und er verheirathete sich mit Agnes geborenen von Mohr.

Im Jahre 1866 diente er wieder im Stabe der Cavallerie-Division der II. Armee und in den Jahren 1870—71 als Adjutant bei dem Commando der Immobilien Gardetruppen.

Seit dem Jahre 1862 und dem Eintritt in die gutsherliche Laufbahn war derselbe in den verschiedensten Aemtern der Kreisverwaltung thätig, seit 1874 als Mitglied des Kreis-Ausschusses und Kreisdeputirter.

Von 1876 ab wirkte er mit Erfolg als Mitglied des Provinzial-Ausschusses und Provinzialrathes, und war von 1879 an Vorsitzender des Provinzial-Ausschusses.

Von 1865—77 war derselbe Vorsitzender des landwirthschaftlichen Vereines zu Freistadt, von 1867—82 Mitglied des Vorstandes Collegiums des landwirthschaftlichen Centralvereines für Schlesien, von 1869—75 Mitglied des königlichen Landesökonomical-Collegiums und des deutschen Landwirthschafts-Rathes.

Am 3. September 1881 erfolgte seine Ernennung zum königlichen Regierungspräsidenten in Oppeln, welches Amt er bis zu seiner Berufung nach Posen inne gehabt hat.

Was die Zusammen- setzung der sogenannten An siedelungs-Commission, deren Sitz Posen ist, be- trifft, so steht der neue Oberpräsident Graf Zebitz an deren Spitze als Prä- sident, nach diesem sind ernannt der bisherige Oberpräsident von Ernst- hausen zu Danzig zum Stellvertreter des Präsi- denten, als Mitglieder: Ge- neral-Commissions-Präsi- dent Deutner zu Bromberg, General-Landschafts-Di- rector Staudy zu Posen, Rittergutsbesitzer Kanne- mann auf Klenka, Kreis Pleschen, Rittergutsbesitzer Müller auf Gurschno, Kreis Braunsdorf, General-

Landschafts-Director von Körber-Körberode zu Graudenz, Ritterguts- besitzer Behle auf Bulgowo-Platow, Rittergutsbesitzer von Kries auf Schwarzenau, Kreis Marienwerder.

Auf das wirkliche Resultat des ganzen Planes, das erst nach Jahren ersichtlich werden kann, ist nun alle Welt gespannt.



*Zebitz*

## Vermischtes.

**Breslau.** Personalchronik. Am 8. August starb nach langen schweren Leiden der königliche Landrabbiner Herr Gedalje Altin, Ritter des Rothén Alerordens u. Die großen Verdienste, welche der Heimgangene sich erworben, finden zunächst Ausdruck in dem Nachruf gegangene sich erworben, finden zunächst Ausdruck in dem Nachruf des Vorstandes und der Repräsentantenversammlung der hiesigen Synagogengemeinde: „Im Sinne und Geiste seiner beiden Vorgänger im hiesigen Rabbinat, seines frommen Vaters, dem die Gemeinde ein

virtuöses Andenken bewahrt, seines Großvaters, dessen wissenschaftliche Arbeiten weit über die Grenzen unserer Provinz Anerkennung gefunden, hat er 43 Jahre lang als Rabbiner in der hiesigen Gemeinde gewirkt. Seine hervorragende Begabung, seine große Gerechtigkeit, seine unerschütterliche Ueberzeugungstreue haben in allen Kreisen unserer Glaubensgenossen vollste Würdigung erfahren. Das neue Organisationsstatut der hiesigen Synagogengemeinde ist von ihm treu erfüllt und hierdurch

der Friede in unserer Gemeinde wesentlich gefördert worden.“ Der Vorstand und die Mitglieder der Bondsdanksynagoge sagen ihm nach: „Seinen großen und berühmten Vorfahren gleich, hat der Feingehangene, seit den Tagen seiner Kindheit ein Besucher unseres Gotteshauses, den Ehrenplatz als Rabbiner in denselben eingenommen und sich als Ehrenmitglied unserer Synagoge, deren edelste Zier er gewesen, unsere Hochachtung und Liebe erworben.“ Auch Seitens des Curatoriums der W. S. Freyhanschen Stiftung wurde dem Vereingewählten die verdiente Würdigung ausgesprochen: „Wie der entschlagene Diener des Herrn die Lehren unseres Glaubens auch im Leben bewährte, wie er manch treffliches Werk edler Nächstenliebe innerhalb unserer Gemeinde leitete und förderte, so durfte auch die uns anvertraute Stiftung, zu deren Mitverwaltung er seit einer langen Reihe von Jahren berufen war, seines einsichtsvollen Rathes und seiner fürsorgenden Hingebung sich erfreuen.“ Jahrzehnte lang förderte der Entschlafene die Zwecke der hiesigen zweiten und dritten Brüderchaft, und anderer auf Menschenwohl gerichteter Bestrebungen, wie er auch vor 16 Jahren die israelitische Volkshilfe gründete. Er war ein Mann, dessen ganzes Leben in edler Denkwürdigkeit und in Wohlthat aufging.

**Breslau.** Im Interesse des Publikums ist mitzutheilen, daß von Seiten des Allerheiligenhospitals und der betreffenden Verwaltungen hier außer den im Hospital selbst vorhandenen 16 Tragebetten und einer Naderbader noch Tragebetten aufgestellt sind: eines im Armenhause, Schulstraße Nr. 1, eines im Claassen'schen Siedenbause, Elbingsstraße Nr. 30, drei im Arbeitshause, Sternstraße Nr. 4; diese Betten sind Eigentum der betreffenden Verwaltungen. Ferner stehen noch Krankentragebetten bereit im Stadtbauhause, Matthiasstraße Nr. 4, im Spritzenbauge auf dem Mauritiusplatz, im Benzol-Bande'schen Krankenhaus auf der Neudorfstraße, in dem Schulhause Gabelstraße Nr. 82 und endlich in dem Spritzenhause auf der Neuen Oderstraße. Letztere fünf Betten sind Eigentum des Allerheiligenhospitals.

**Vom alten Vorfis.** August Vorfis, der Begründer der großartigen Establishments in Berlin und Schlesien, war ein geborener Breslauer, der Sohn eines unbemittelten Zimmermanns. Im Jahre 1823 wurde er, 19 Jahr alt, auf Kosten der Regierung zu seiner weiteren Ausbildung auf die königliche Gewerbeschule in Berlin geschickt, wo er das Unglück hatte, sich das Mißfallen des Directors Beuths zuzuziehen. „Weil nichts in seinen dicken Schädel hineinging“ oder — wie man ihm beim Abgange sagte — „weil er in der Chemie nichts leistete“, wurde Vorfis 1825 von der Anstalt gewiesen und wendete sich dem Maschinenbau zu. Er wurde Maschinenbauer in der Egellischen Fabrik, avancirte bald zum Monteur, dann zum Werkführer und Factor, und wurde schließlich der eigentliche Leiter der Fabrik, bis er sich 1836 selbständig machte. Die Gegend vor dem Oranienburger Thor in Berlin sah vor fünfzig Jahren noch recht öde aus. Auf der westlichen Seite lagen die heute noch bescheidenen Kirchhöfe der katholischen Gemeinde, der französischen Colonie, der Friedrichswerderschen und Dorotheenhofischen Gemeinde. Auf der östlichen Seite standen nur kleine ärmliche Häuser, hinter denen sich Gärten bis zur Gartenstraße hinzogen. Wo heute der Stettiner Bahnhof steht, lag damals die Schwarritzerstr. Das erste Terrain, das Vorfis erwarb, war das Grundstück Thorsstraße Nr. 46—52 mit einem Flächeninhalt von 1357 Quadratrudden, das er am 5. November 1836 von dem Thierarzt Bitter für 10 000 Thaler kaufte. Am 18. Januar 1838 erwarb er das Grundstück Hauptecke Nr. 1 von der Tochter des Schwarritzer Brandt, verheirateten Stadtgerichtsschreiber Siof. Dieselbe hatte schon 1825 an Egells 270 Quadratrudder für 2050 Thaler und 1830 178 Quadratrudder für 1526 Thaler 12 Sgr. verkauft. Der Rest des Grundstücks mit 406 Quadratrudder erwarb 1838 August Vorfis für 14 000 Thlr., wovon er 4000 Thlr. anzahlte. Vorfis soll sich damals um die junge Schwester seines Ohefs verlobt und um deren Hand angehalten haben. Er erhielt aber einen Korb und kaufte, um Egells zu ärgern, ihm das Eckgrundstück so zu sagen „vor der Nase weg“, um welches sein Ohef schon lange verhandelte. Dies waren die beiden Hauptgrundstücke, auf denen Vorfis seine großartigen Maschinenwerkstätten errichtete und damit Namen und Vermögen erwarb. Einzelne kleine dazwischenliegende Grundstücke wurden später hinzugekauft. So 1840 das Dücker'sche Grundstück, Thorsstraße 53, 1847 das Wuch'sche Grundstück an der jetzigen Tischstraße und 1856 das Maue'sche Grundstück Thorsstraße 45. Am 12. September 1836 reichte Vorfis das Bauverlaubnißgesuch zur Anlage einer Eisengießerei beim königlichen Polizeipräsident ein und erhielt den Consens am 7. October 1836. Am 1. Januar 1837 eröffnete er sein Establishement. Nun soll das ganze Terrain parzellirt und mit Wohnhäusern besetzt werden.

**Buch vom alten Fritz.** Der hundertjährige Todestag Friedrichs des Großen hat der Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig Gelegenheit geboten, ein Volksbuch aus der bewährten Feder Franz Ottos erscheinen zu lassen, welches vermöge seines reichhaltigen Inhaltes, seiner echt volkstümlichen Darstellung und seines mäßigen Preises (1 M.) sicherlich die weiteste Verbreitung finden wird. Es ist dies: „Das Buch vom alten Fritz. Leben und Thaten des großen Preußenkönigs Friedrich II., genannt der Einzige. Mit 87 Textabbildungen und einem Titelbilde.“ In vier großen Abchnitten behandelt es: „Die Jugendzeit“, „Die erste Regierungzeit“, „Das Helvenenthum des Königs während der Kriegsjahre“, „Der Soldat unter den Fürsten.“ Das sehr hübsch ausgestattete Buch ist eine vortrefflich illu-

strierte, ebenso lehrreiche als unterhaltende vollständige Geschichte des großen Königs und seiner Zeit. Vornehmlich seien Schuldirektoren und Lehrer, Seminaristen, Präparanden, Schul- und Volksbibliotheken, Militärs, Militärbildungsanstalten und patriotische Vereine darauf aufmerksam gemacht.

### Kleine Züge aus der Zeit.

**Ein kleiner Widerspruch des Professor Wendel.** Der bekannte Psychiatrer Dr. Wendel führt in der medicinischen Wochenschrift zur Ehrenrettung des Dr. von Gudden aus, es sei eben so klar gewesen, daß eine Geisteskrankheit des Königs Ludwig II. bestand, wie die Unheilbarkeit derselben. Es habe also keine weiteren Consultation bedurft. Wenn Gudden den Vätern in Schloß Berg befohlen haben sollte, zurückzubleiben, so treffe ihn doch keine Schuld. Man dürfe zwar keinem Geisteskranken trauen, „aber die daraus erwachsende Folge mußte nicht die höchste Beschränkung der Actionsfähigkeit der Kranken sein, sondern im Gegentheil, die größtmögliche Befreiung von Freiheit. Wohl kann mancher Unglücksfall vermieden werden, wenn der Kranke in der Zelle eingeschlossen, hinter Schloß und Riegel bewacht wird. Unendlich größer aber ist der Gewinn für die Wiederherstellung der Patienten und die Erträglichkeit ihres Looses.“ Vorher hat aber Professor Wendel ganz bestimmt erklärt: der König sei überhaupt nicht heilbar gewesen!

**Minna Frieß-Blumauer,** die beste „Mte“ der deutschen Schauspielkunst, ist am 31. Juli in Berlin gestorben. Ein Lungen Schlag endete ihr Leben. Im Jahre 1818 zu Stuttgart geboren, wo ihr Vater als Mitglied der dortigen Bühne thätig war, debütierte sie zuerst in Darmstadt als Sängerin, nachdem sie ihre musikalische Ausbildung in Prag empfangen hatte, und nahm dann Engagement in Wien und Baden an, wo sie in Folge ihrer schon damals unverkennbaren schauspielerischen Talentes, z. B. als Rosina in Rossini's „Barbier“, großen Beifall erntete. Ihre Vorliebe für das recitirende Drama veranlaßte sie, indem, unter Zimmermann's Leitung in Düsseldorf gänzlich zum Schauspiel überzutreten. Nachdem sie an kleinen Hoftheatern und zuletzt in Bräun als jugendlich muntere Liebhaberin gewirkt, verheiratete sie sich dazwischen mit dem Ingenieur Frieß und entwarf der Bühne, doch nahm sie auf Veranlassung Sappirs, der sie in Bräun gesehen und später eigens für sie humoristische Vorträge schrieb, bald wieder ein Engagement bei Director Karl in Wien an. Ein Gastspiel Bedmann's in „Dreihundertdreißig Minuten in Gröbenberg“, worin sie die Rosaura Klagenfant mit außerordentlichem Erfolg spielte, war Ursache, daß sie in's Charakterfach überging. Seit 1853 war sie an unserem Hoftheater engagirt. Ihre Repertoire wies weit über 100 Rollen auf. Vieviel liebtvertraute Gestalten, sagt Oskar Blumenthal, scheidet mit ihr von uns! Nur ist auch Lessing's Dajah von ihnen gegangen. Martha Scherzlein ist dahin. Das wackeren Märche haben wir verloren. Die herzwarne Oberförstlerin Wfflands, die lustige Madame Mischaut, die vornehme Herzogin aus Hadlünders bester Bühnenschöpfung, und dann die lustigen Typen aus der Gefesendstube, die Köchin Christiane und die prächtigen alten Haushälterinnen mit den wackelnden Haubenbändern und den goldputzigen Herzen, alle diese mit so behutsamer Kunst gezeichneten Menschenbilder, die uns in ihrer Gesamtheit für eine erschöpfende Psychologie des Alters die Grundzüge liefern könnten, wir tragen sie mit ihr zu Grabe.

**Weinende Kinder.** (Mit Illustration.) Diese Zusammenstellung von vierzig weinenden Kinderköpfen bildet das Gegenstück zu den in voriger Nummer gegebenen „lachenden Kindern“. Es müßte ein ganz besonderes und jedenfalls sehr eindringliches Concert sein, wenn diese vierzig ihre Stimmen zugleich in der Wirklichkeit ertönen ließen. „Schreibhölz!“ wird der Eine sie nennen, „unser weinenden Liebliche“ der Andere. Dazwischen kann eine ganze Schale von Zeichnungen liegen. Daß das Weinen kleiner Kinder eine nichts weniger als seltene Grimalte ist, werden diese naturgetreuen Psychoognomien auch dem sarkastisch urtheilenden Kinderfreunde zeigen. Unsere im Lachen oft so lieblichen Nesthäkchen können im Weinen recht unansehnlich erscheinen. Uebrigens wissen wir glücklichen Besitzer von Kindern ja auch zur Genüge, daß es Kinder giebt, die außerordentlich häufig und so zu sagen um Nichts weinen, und wieder andere, die stets mit Weinen und Schreien ihr Verlangen durchzusetzen suchen. Wegen beide Arten wird nicht selten mit Erfolg das bekannte Notenanfische Mittel, überseht in ein Bündelchen blätterloser Zweige, genannt „die Ruthe“, angewendet. Damit können wir aber bei manchen Müttern und Vätern schon an. „Wie, unsere Engelchen, unsere Zuckerpüppchen schlagen, — o pfui!“ — Viel eher werden Mitten und Vorkstellungen, von denen natürlich die Kinder nichts verstehen, oder sehr materielle Befestigungsmitteln, wie Bonbons, Choccolade, Spielzeuge, oder mindestens — Gummistücken verwendet. Es sind freilich schon einige recht derbe Mägdelein darunter, denen ein kleiner Denzkehl nichts schaden könnte, indeß — ein Spielpüppchen thuts auch; damit sie sich nicht etwa „einen Kropf schreiben“. Erfahrene Familienmütter behaupten, daß im Erziehungsgeheißt gegen allzuviel Weinen, das nicht durch wirkliches Unwohlsein hervorgerufen wird, die Ruthe eine bedeutsame Rolle spielen muß, wenn nicht durch allzu große Nachsicht Ungehörigkeiten entstehen sollen, die mit der Zeit sich einwurzeln. Doch in solchen Dingen ist jede Mama selbst die Klügste und nimmt von Anderen keinen Rath an. (Gelegenheit zu physioognomischen Studien giebt unser hübsches Tableau jedenfalls.)

## Far's Haus.

**Ein Rezept zu Schiefenliquor** theilen die Vereinigten Frauenbrüder Blätter mit. Man bringt die möglichst reinen Schiefen in ein Gefäß mit Wasser und läßt dieselben so lange mit denselben in Verbindung, bis sich das Fleisch von den Steinen ablöst. Letztere säubert man sorgfältig, trocknet und zermahlt sie zu grobem Pulver, welches man mit verdünntem Weingeist einige Stunden lang ansetzt, um die gewöhnlichen Stoffe daraus auszugliedern. Dieser Auszug wird mit Spirit und Zucker verjert und mit Wasser beliebig verdünnt. Die Maßverhältnisse sind  $\frac{1}{2}$  Liter Schiefensteine,  $1\frac{1}{2}$  Liter Spirit und  $1\frac{1}{2}$  Liter Zucker.

**Wangstärke**, deren Anwendung das Aussehen der Wäsche verschönt, bereitet man dadurch, daß man unter die gewöhnliche Stärke etwa  $\frac{1}{10}$ — $\frac{1}{20}$  geriebenen Stearin mischt.

**Kopfwaschwasser.** Drei frische Eier werden tüchtig verquirlt und mit 850 Thln. Rosenwasser verdünnt. Man setzt dann zu: 10 Thl. gereinigte Pottasche, 10 Thl. Salmiakgeist, 0,5 Thl. Kamarinzuder, 2 Tropfen Rosenöl, 2 Tropfen Bergamottöl, 1 Tropfen Geranumöl, 1 Tropfen Bittermandelöl, schüttelt um und filtrirt durch ein dichtes Leinentuch. Dieses Kopfwaschwasser gehört zu den angenehmsten seiner Art. Es besitzt den großen Vorzug, die Kopfhaut geschmeidig zu erhalten und vortreflich zu reinigen, so daß die Schuppenbildung verhindert wird, doch soll es haltbarer sein, wenn man statt der vorgeschriebenen Pottasche 20 Gramm Borax hinzusetzt.

**Porzellanfitt** wird bereitet, wenn man 4 Thl. Nabalergyps mit 1 Thl. gepulvertem arabischen Gummi vermischt und diese Masse mit einer kaltbereiteten Boraxlösung zu einem dicken Brei anrührt, womit man die gebrochenen Gegenstände zusammenfügt. Rebrigens ist der fertige Kitt zu empfehlen, welchen die Tintenfabrik von Beyer in Chemnitz in den Handel gebracht hat.

**Entfedern weiß zu färben.** Man wäscht die Federn, nachdem dieselben vorher genügend eingeweicht, mit Wasser und Seife oder Soda tüchtig durch. Nach mehrmaligem Spülen in lauwarmem Wasser werden dieselben in einer Mischung von 3 Theilen Bleichwasser (hydrogenium super oxidatum), 1 Theil Wasser und 1 Theil Salmiakgeist ein paar Stunden lang gebleicht, hierauf in einer Auflösung von Zundersäure (10 Gr. auf 1 Liter Wasser) gebeizt, wiederum tüchtig gespült und mit blauem Anilin unter Hinzufügung von 1 Tropfen pensé Anilin geblaut.

## Allerlei Heiteres.

**Humor in den Bädern.** Der reiche Commerzienrath S. und sein Schwiegersohn, der Cavallerieutenant von A., weilten in Vorderney. Kürzlich überraschte der alte Herr den Offizier, wie dieser in tiefes Nachdenken versunken am Strande saß. „Nun, lieber Sohn,“ redet er ihn an, „worüber philosophiren Sie?“ „Ich dachte soeben darüber nach,“ antwortete Herr von A. träumerisch, „welche Ähnlichkeit der Mensch mit dem Meer hat!“ „Saorsblou!“ rief der Commerzienrath lachend, „worin gleichen Sie denn beifspielsweise der Nordsee?“ „Das kann ich Ihnen sagen,“ erwiderte melancholisch der Cavallerieutenant, „bei uns Zweien ist augenblicklich — Ebbe!“ — Die Baronin Z. pflegt alle Jahre in Gesellschaft ihres Gemahls vier Wochen in Schweningen zuzubringen, wozin sie aus Bequemlichkeitsrücksichten, um nicht an der Wirthstafel speisen zu müssen, jedesmal die Köchin mitzunehmen liebt. Auch in diesem Sommer hat sie sich dort mit einer Caroline häußlich niedergelassen, während den Herrn Baron diesmal die Geschäfte an die Heimat fesselt. Acht Tage nach ihrer Ankunft in Schweningen wird die Baronin von einer Bekannten gefragt: „Weshalb speisen Sie eigentlich in diesem Jahre table d'hôte? Ist denn das hübsche, junge Ding in ihrem Logement nicht Ihre Köchin?“ „Nein,“ antwortet die Baronin Z. mit feinem Lächeln, „das ist mein Stubenmädchen. Da nämlich mein Mann zu Haus ebenfalls einen Dienboten braucht, so habe ich ihm die Köchin, eine alte und erfahrene Person, zurückerlassen und dafür die Jüngere und hübschere mitgenommen. Ich will lieber schlecht essen, als schlecht — schlafen!“

**Am der Sommerfrische.** Herr Specht, Rentier aus B., mit Frau, zwei Töchtern und einem Sohn! Das Hauptinteresse des kleinen Curortes drehte sich um die reichen interessanten Leute. Die beiden Töchter mit den wassergrauen Augen und den strohgelben Wäbchen waren wegen stand allseitiger Huldigung. Man bewunderte ihren Uebel, ihre extravaganten Toiletten und sogar ihre großen Füße, auf welchen sie sich mit mehr Sicherheit als Grazie bewegten. Die Hegeleien des Sohnes wurden von der gesammten Schulsjugend nachgeahmt. An der table d'hôte saß die Familie obenan. Herr Specht sprach laut, und wenn er sprach, schämte die ganze Tafelrunde. Er kritisierte die Speisen, die Bedienung, den ganzen Ort und war nie zufrieden. Der Keller zitterte vor ihm. Beim Nachschiff legte er die Beine auf einen zweiten Stuhl. Das war natürlich vornehm. Eines Tages machte Herr Specht großen Plern an der table d'hôte. Man hatte sein Couvert um einen Platz heruntergerückt für einen neuen vornehmen Gast. „Baron K.“ stand im Fremdenbuche. Herr Specht eiferte über seine Zurücklegung und drohte dem Keller die Suppenkelle über den Kopf zu werfen. Da trat ein

einfach gekleideter Herr ein, der neue Gast. Der Keller führte ihn an den Ehrenplatz neben Herrn Specht. Der Neuangekommene begrüßte denselben als seinen früheren Schuhmacher. Der Keller zitterte von da an nicht mehr vor Herrn Specht, sondern lächelte überlegen.

**Nur Wein!** In einer kleinen Stadt wurde „Die Jungfrau von Orleans“ gegeben. In der Rolle eines Soldaten war in diesem Trauerspiel einem Künstler die Aufgabe zugefallen, den König Habau von dem Gange der Schlacht zwischen Franzosen und Engländern vom Balle herab Kunde zu geben. Auf die Worte der gestellten „Jungfrau“: „Das ist Groß Unisio! Frisch, wackerer Sterter! Der Sieg ist mit dir!“ hat der mit dieser Aufgabe betraute Darsteller, auf den Herzog von Burgund beschlich, den Satz zu sprechen: „Der Burgunder greift die Brücke an.“ Nun hatte aber den Künstler, der sich für seine Rolle vorher allzusehr „bereitert“ hatte, den Gedächtniß im Stich gelassen. Der Souffleur war vom Balle so weit entfernt, um verstanden zu werden und nur dunkel wußte sich der Heize zu erinnern, daß von einer französischen Weinorte die Rede ist. Da löste er mit beherzter Entschlossenheit vom Balle herunter: „Königin, der Champagner greift die Brücke an!“

## Spiele und Denkaufgaben.

### Schach.

(Redigirt von J. Hindwig in Leipzig.)  
Aufgabe Nr. XXV.

Von Sophie Edelt in Unterwattersdorf.  
SCHWANZ.



WEISS

Weiße zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe XXIV.

- |                        |            |
|------------------------|------------|
| 1. S c6—d4             | K d5—d4;   |
| 2. D f8—g7; †          | K Beliebig |
| 3. D g7—d7, S g6—f4 †. |            |
| 1. . . . .             | T h5—h8    |
| 2. S g6—f4 †           | K Beliebig |
| 3. D f8—g7; S d4—c6 †. |            |
| 1. . . . .             | c4—c3      |
| 2. D f8—d8 †           | K d5—c4    |
| 3. S g6—e5 †.          |            |

Diagonal-Räthsel von C. in Patschkau.

a	a	a	a	b	b	b	b	b
b	c	c	d	d	e	e	e	e
o	o	o	o	o	e	e	e	e
g	h	h	i	i	i	i	k	k
k	k	l	l	l	l	m	m	n
n	n	n	n	n	n	n	n	n
o	o	p	r	r	r	r	r	r
r	r	s	s	s	s	s	t	u
u	u	u	u	w	w	w	w	w

Die Buchstaben richtig geordnet ergeben 9 bekannte Wörter in wogedrehter Reihe: 1. eine deutsche Stadt, 2. männlicher Name, 3. Geburtsort eines noch lebenden Schriftstellers, 4. Benennung für einen Wätherer, 5. einen schlesischen Kurort, 6. eine französische Provinz, 7. eine Weinorte, 8. ein Vogelthier, 9. Begräbnisort eines deutschen Dichters. Die Diagonalen von links oben nach rechts unten, sowie von links unten nach rechts oben nennen zwei bedeutende deutsche Bäderorte.

## Elegische von H. Michael.

Begrifflich, nüchtern, inhaltslos,  
Denn's, nicht Du an ein Zeichen blos,  
Fast jeder Frucht als schuldig Kleid,  
Sie aufzunehmen auch bereit.

## Eponym von Victoria Schröder.

Wer es empfängt, der kann wohl Freud empfinden,  
Doch meist wird sie mit Trauer sich verbinden.  
Wer ihn empfängt, ihm große Ehr erweist,  
Da er im Auftrag eines Höhern reist.

## Ankündigungen der Räthselaufgaben in Nr. 47.

Des Füllräthfels von W. Brunten:

S	o	p	h	i	o
H	a	a	r		
S	t	u	n	d	o
f	a	i	x	e	h
U	l	m	a		
A	s	i	a	t	o
H	e	n	k	e	j
U	n	d	a	n	k
C	h	a	r	f	g
B	e	u	t	o	j

Des Räthselringses von N. Stabenow:

Der Glaube der Freundschaft.

Wenn eines Menschen Seele du gewonnen,  
Und in sein Herz hast tief Hingesehnt,  
Und ihn befanden einen klaren Brunnen,  
In dessen reiner Fluth der Himmel blau;  
Laß deine Fingerspitze dann nicht dir rauben  
Und trage lieber der Enttäuschung Schmerz,  
Als daß du grundlos ihm entziehst den Glauben;  
Kein größer Glück, als ein vertraut Herz!  
Laß adernüthig deine Liebe schweifen,  
Bis dich an die Unmöglichkeit hinan;  
Kannst du des Freundes Huhn nicht mehr begreifen,  
So fängt der Freundschaft frommer Glaube an.

Felix Dahn.

Der Räthselfragen von Ida Nolle:  
Stammhudaussage.Des Klassischen Citaträthfels von F. Lippa:  
„Wer hat dich, du schöner Wald etc.“

## Correspondenz.

**Ferd. J. in R.** Im Deutschen Reich und Deutsch Oesterreich beisehen seit 3000  
Verrine mit 300 000 Zurnenossen. Von diesen Vereinen arbeitet aber der beland-  
prethe Teel, auf sich selbst angewiesen, und namentlich in kleineren Orten ohne  
Zerfassung von einflussreichen und hellerechten Männern, unter den schwächlichen  
Berühmten und entbehrt vor Allen der Stätten, wo das Zurnen regelmäßig und  
auch im Winter betrieben werden kann, — gemungen, entweder den größten Theil  
des Jahres ganz mit den Uebungen auszufüllen, oder es in Vergnügungsorten an-  
genügend zu betreiben. In jeder Weise ist in unabhänigen Städten und Landgemeinden  
ein geeigneter Vorlieb des Schutzmarsch trotz der besten Gelege und Anordnungen durch  
die Regierungen unmöglich, weil die Zurnenräume fehlen.

**Dr. F. Z.** Das „Kochbuch“ sein Vorkommen im wahren Sinne des Wortes in  
erkannt und hätten schon Vortheil zugehoben. Ja Reich der intime Freund  
welches in jenen Tagen, kühnte sich mit den drohlichen Worten: „Sollt einm  
Quarz müßt Du künftig nicht mehr schreiben; das können die Anderen auch.“ Das  
Mittel war hart, aber, wenn man den höchsten Wohlthun an das, was man von einem  
Geehrte erwartete konnte, anlegen wollte, durchaus berechtigt. In dem ganzen Zurnen-  
Spiel ist eigentlich nur eine einzige Scene in dramatischer Hinsicht gleich vollendet Scene  
wären“ sagt: die in Händlung über und dramatischer Hinsicht gleich vollendet Scene  
zwischen Gungo und Gerdie im 4. Acte. Die andere nicht minder wirksame und  
großartige Scene zwischen Gungo, Saint George und Beaumarchais im 2. Acte in  
wörtlich aus Beaumarchais entlehnt, so daß der Dichter in dieser Scene nur den  
kurzen eingeschobenen Monolog des Gungo als sein Eigenthum betrachten konnte.

**P. S. Th. in Chemnitz.** Werte über die Vorbereitung von Hon., Schülern,  
Eisenbahn etc. können Sie von den Buchhandlungen H. Hartmann in Wien und Brunn,  
Triebe, Vogel in Wien beschaffen.

**Dr. W. in S.** Privatrechte zum Schutz des Eigentums unterliegen stets ge-  
wissen Beschränkungen, Hierbei bezieht Sie folgender in Preußen vorgetommene  
Fall: Ein Gutbesitzer in der Umgegend von Berlin hatte Theile seines Zernms  
durch Stachelbrantkane einzerrichten und war von der Polizei zur Beilegung der-  
selben, soweit sie den öffentlichen Weg entlang stegen, durch Erlaßmandat aufgefordert.  
Doch Oberverwaltungsgericht in Berlin hat zu Ununquten des Gutbesitzers entschieden,  
indem es ausführte, daß die Verlegung des Eigentümers eines an einen öffentlichen  
Weg grenzenden Grundstücks, das letztere gegen das Vordringen der Passanten zu schützen  
und die Schmutzmittel auszumäßen, nicht lediglich dadurch beschränkt werde, daß diese  
den Verkehr auf dem Wege selbst nicht zu gefährden; vielmehr werde diese Beschrän-  
kung so weit, daß die Schmutzmittel nicht auch Leben, Gesundheit und Eigentum Beres  
in Gefahr bringen dürfen, welche von Wege abkommen, ohne diese Gefahr durch  
oder schließlich berauszuwerden. Daß diese Beschränkungen geeignet seien, erheb-  
liche körperliche Beschädigungen herbeizuführen, sei unavflos, und darum könne die  
Anbringen datselbst und dem aetlichen Grunde verboten werden, wie das Auslegen  
von mit Nadeln beschlagenen Brettern, von Schloßgelen oder Fußangeln zur Be-  
haltung unbefugten Vordringens eines Privatplatzes.

**P. R.** An der Universität Heidelberg ist seit der Großherzog Rektor; darüber  
steht ein Vorkas in der Jubiläumrede des Großherzogs Privatlich auszuführt: „Mit  
dem lebendigen Wdh. der unerschöpfliche Reich Thierreich, in der Thierreich, da das Schwerk  
Allen zu gelten schien, in hoher Schätzung und hoher Anerkennung dessen, was dem  
Staatswohl dienend frommt, der Universität neuer Leben wohnschade, ein wehres  
weiter Schänder derselben, erklärte er: Der Rektor der Universität wollen  
Wir selbst sein und Unseren Nachfolgern in der Kur diese Würde  
hinterlassen.“

Unberechtigter Nachdruck aus dem gesammten Inhalte  
dieses Blattes ist untersagt; Uebersetzungsrecht vorbehalten.

## An unsere Leser!

Das „Breslauer Sonntagblatt“, welches in seinem laufenden Jahrgange das Glück hatte, durch gediegene literarische  
Gaben und eine große Anzahl reizvoller Illustrationen von hervorragenden Künstlern den Beifall seiner Leser zu gewinnen, wird auch in  
dem bald beginnenden sechsten Jahrgange fortfahren, neben seinen mannigfaltigen Schilderungen aus der Schlepffen Heimat allen Lesern  
einen großen Schatz angenehmer, sorgsam gewählter Familienunterhaltung, geschmückt mit acht künstlerischen Illustrationen darzubieten,  
patriotischen Sinn, deutsche Sitte und Gemüthlichkeit, Liebe zu Kunst und Wissen zu pflegen und durch den gesammten Inhalt des Blattes  
in nützlichen Anregungen die geistigen und materiellen Interessen der Leser fördern zu helfen.

Im neuen Jahrgange werden zunächst zwei in jeder Beziehung hervorragende, gehaltvolle, literar- und scenenreiche und äußerst  
spannende, belletristische Novitäten dargaboten werden:

1. Frauenlehn, Roman von Doris Freiin von Spaettgen,
2. Die Waise von Warschau, Roman von W. Bernardy.

Hieran schließen sich zunächst eine reiche Auswahl kleinerer ebenso unterhaltender wie bedeutender Beiträge von den besten vater-  
ländischen Schriftstellern, viele Portraits und Biographien hervorragender Männer und Frauen, sowie eine große Anzahl prachtvoller Illu-  
strationen erster Künstler, wie:

Defregger, Siemkatzki, S. Kotschenczter, A. Kull, H. Lieblicher, Rudolf Mayer, H. Stein, E. U. Light, W. Löwith,  
Aich. Groß, A. Patocchia, Ad. Eberle, N. Sichel, Albert Rieger, S. Nicemann, Weix, Alfred Seifert, G. A. Schulz, E. von Boden-  
hausen, Zehn, Karasin, Agler, Sabinu, Semow, Johann Matejko, Kutzbauer, Georg Sturm, Aloys Schönn, W. Grögler,  
Peschinger, Ed. Grätzner, Lindenschmit, Kaiserotto, Hasenhuth, P. Schobert und Andern.

Somit dürfen wir uns der angenehmen Erwartung hingeben, daß das „Breslauer Sonntagblatt“ auch in seinem  
neu beginnenden Jahrgange sich die Gunst seiner Leser gewinnen und zahlreiche neue Freunde finden wird.

**Inhalt:** Die Herz von Weimar. Historischer Roman von Julius Groß. (Fortsetzung.) — Meinns Lebens Roman. Von W. von Eichen. (Schluß.)  
Klage. Gedicht von Alan Ricardo. — Schot Wien. (Mit Illustration.) — Goethe-Stätten im Elsaß. Ein Genieungsblatt zu Goethes Geburtstag  
am 28. August. Von A. Rödlwiel. — Neue literarische Erscheinungen. — Wundener Bierjuden. Von Fritz Fernan. — Der neue Ober-  
präsident von Polen G. v. von Jolly-Truchschler. (Mit Portrait.) — Verchiedenes: Weinende Kinder. (Mit Illustration.) — Fure Haus. —  
Küchel Geizhals. — Epiele und Entsaugungen. — Correspondenz. — An unsere Leser!